

Die psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Siegfried Bernfeld:

„Neuer Geist“ contra „Nihilismus“

Die Psychologie und ihr Publikum

Ernest Jones . . Die Eifersucht

Richard Sterba . „Eifersüchtig auf . . . ?“

Theodor Reik . Der Weg allen Fleisches

A. Kielholz . . Seelische Hintergründe der Trunksucht

R. H. Jokl . . . Der Widerstand gegen die Psychoanalyse

W. Muschg . . Die Psychoanalyse als Rivalin der Literaturwissenschaft

H. Deutsch . . . Ein Fall von Hühnerphobie

Preis des Einzelheftes Mark 2,-

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

„Die psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch
Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112

Prag 79.385

Wien 71.633

Budapest 51.204

Zürich VIII, 11.479

Zagreb 40.900

Paris C 1100.95

Warszawa 191.256

s'Gravenhage 142.248

Riga 36.93

Preis des Einzelheftes Mark 2.—

Abonnement 1930 (6 Hefte) Mark 10.—

Einbanddecken in Halbleder

zu dem abgeschlossenen I. Jahrgang (1929) können zum Preise von M. 3'20 bezogen
werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Die psychoanalytische Bewegung

II. Jahrgang

März/April 1930

Heft 2

„Neuer Geist“ contra „Nihilismus“

Die Psychologie und ihr Publikum

Von

Siegfried Bernfeld

Während ein besonnener, verantwortungsbewußter und kluger Psychologe die Krise der Psychologie¹ diagnostiziert, sehen besonnene und kluge Verleger die Konjunktur der Psychologie gekommen. Erreicht doch eine umfängliche Psychologie des Jugendalters 50 Auflagen, wagt man doch die Herausgabe von Klages' Schriften in vielen Bänden. Es ist ein merkwürdiges Ereignis, daß Krise und Konjunktur der Psychologie zusammenfallen und daß sie begleitet werden von einem dringenden Wunsch nach einer „Krisis der Psychoanalyse“. Nur als solche Wunschphantasie scheint mir der Titel des Werkes deutbar, dessen I. Band (in einem Umfang, der nur einer kräftigen Konjunktur tragbar ist, 412 Seiten) unlängst erschien:²

Schwache Position verrät dieser gewaltige Titel. „Wenn dieses Sammelwerk ... unter dem Gesamttitel ‚Krisis der Psychoanalyse‘ erscheint, so will das sagen, es scheine nun der Zeitpunkt gekommen,

1) Karl Bühler, Die Krise der Psychologie. Jena 1927.

2) „Krisis der Psychoanalyse. Systematische Diskussion der Lehre Freuds.“ Herausgegeben von Hans Prinzhorn und Kuno Mittenzwey. (I. Bd.: „Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben. Unter Mitwirkung von H. Bieber, Birnbaum, C. Clemen... usw., usw., herausgegeben von Hans Prinzhorn.“) Der Neue Geist Verlag. Leipzig 1928.



wo es sich entscheiden muß, wer stärker ist: die allseitig begründete, erstehende neue Lehre vom Menschen, innerhalb welcher die Psychoanalyse eine Methode und Theorie unter anderem mit relativer Gültigkeit sein wird, oder die einseitige psychoanalytische Lehre vom Menschen mit ihrer Verabsolutierung einer einzigen Denkrichtung.“ (S. 10.)

Noch stärker scheint mir zu sein, den Versuch einer Kritik vor aller Realitätsprüfung als vollen Erfolg zu halluzinieren und ihn Krisis der Psychoanalyse zu nennen. Man darf nach einer gut erprobten Regel der Traumdeutung erwarten, in diesem Werk noch mehrere Wunschphantasien schlecht entstellt zu finden, und hoffen, aus ihnen etwas über die merkwürdige geistesgeschichtliche Tatsache zu erfahren, daß aus der Konjunktur der Psychologie ihre Krise entsteht, und nicht die Krisis der Psychoanalyse.

Die Konjunktur besteht unleugbar als Interesse des Publikums für Psychologie, als Nachfrage des Publikums nach Psychologie. Die Nachfrage ist nicht von heute, sie ist uralt. Aber der Betrieb ihrer Befriedigung hat sich in kaum 20 Jahren von Grund auf gewandelt. Diese Wandlung gilt es näher zu bestimmen, soll Funktion und Bedeutung jener Krisen richtig einschätzbar, soll, vor allem, ein Wust von paradoxen Mißverständnissen aufgelöst werden, der zwischen den Wissenschaften Psychologie und Psychoanalyse steht.

Der Wiener Privatdozent S w o b o d a erklärte schon 1913 seinen Schülern, die Psychologie lehre, was keinen Menschen interessiere oder was jeder ohnedies wisse. Kaum weniger scharf klagte ein Führer dieser so verlachten Wissenschaft, Felix K r u e g e r,¹ 1915: „Wer die neuere Entwicklung des psychologischen Denkens prüfend überschaut, der kann sich der Einsicht nicht verschließen: Die Seelenwissenschaft ist mehr und mehr in eine problematische, ja kritische Lage hineingeraten. Unverkennbar ist dieses Gebiet der Forschung im ganzen wissenschaftlicher geworden... (aber) welcher Psychologe der Gegenwart machte nicht immer wieder die Erfahrung, daß seine Wissenschaft keine irgend befriedigende Antwort weiß auf wohldurchdachte, eindeutige, psychologisch tiefgreifende Fragen.“

Das Publikum aber wollte keineswegs auf Antworten verzichten, es

1) Felix K r u e g e r, Über Entwicklungspsychologie. Leipzig 1915.

suchte und erhielt sie außerhalb der Fachwissenschaft; je nach der Bildungsschichte, in der Dichtung, in der Kunst oder Philosophie, bei Popularphilosophen, oder bei der Wahrsagerin. Als Erfahrungsseelenkunde hatte die Psychologie im 18. Jahrhundert unter Teilnahme eines breiten gebildeten Publikums begonnen, sie war im Anfang des 19. „lebensfremd“ geworden und wurde dessen erst nach 1910 voll gewahr, indes das Publikum durch Nietzsche und die Psychoanalyse wieder fast an die Wissenschaft selbst gelangt war. Heute ist diese Grenze nicht mehr sichtbar. Nur der Eingeweihte kennt sie. Dem Publikum vor dem Ladentisch des Sortimenters präsentiert sich eine einheitliche Wissenschaft Psychologie, die im Namen der Wissenschaft das „Lebendige, das ganze große Objekt mit einem Griff packt“; die Eins, Zwei, Drei die Lebensaufgaben des Menschen aufzählt; die Antwort weiß auf alle Probleme der Ehe; die den Kaufmann berät in seiner Reklame; die begabte Stenotypistinnen von faulen sondert; die „Leib — Seele — Einheit“ graphologisch, physiognomisch, charakterologisch begutachtet; „Pathos der Skepsis“ den Gebildeten, „Ermutigung“ den Schlichteren spendet. Die Psychologie weiß alles, macht alles, heilt alles und deutet jeden Sinn. Die Lebensfremdheit der Psychologie ist überwunden; Wissenschaft ist von Charlatanerie, Universitätsinstitut von Menschenkundeinstituten nicht mehr getrennt. Nicht mehr für das Publikum.

Nun sprechen die nachdenklichen Wissenschaftler von einer „Aufbaukrise der Psychologie“: „So viele Psychologien nebeneinander wie heute, so viele Ansätze auf eigene Faust sind wohl noch nie gleichzeitig beisammen gewesen. Man wird mitunter an die Geschichte vom Turmbau zu Babel erinnert.“ Bühler meint hier die akademische Psychologie; sie hat ihre einheitliche Methode, die Kriterien ihrer Wissenschaftlichkeit verloren, sie weiß die Grenzen ihres Forschungsbereiches nicht mehr, sie ist aufgesplittert in zahllose Zweige und Methoden, die noch ohne Tradition, oder doch mit ungenügender Erfahrung, um ihre Bewährung kämpfen. Ich halte, wie Bühler, diesen Prozeß der Auflockerung alter Psychologie für fruchtbar, für zukunftsfähig; doch nur wenn in irgend einer Weise der Psychologie gelingt, was die Psychoanalyse so mächtig werden ließ, und was Bühler leider nur zu belächeln weiß, die Durchsetzung des „Legitimitäts-

prinzips“, die Abgrenzung von der „wilden“ Psychologie. Einer lebensfremden Wissenschaft sei hier nicht das Wort geredet, sie ist so überlebt, daß es nicht lohnt, die Scholastik zu bekämpfen. Ihrer Schwester gilt der Kampf, der scheinlebendigen Scheinwissenschaft, die sich an die Modebedürfnisse einer lebensunfähigen, allzuheutigen Zwischenschichte des Publikums verliert.

Denn so ändern sich die Zeiten. War vor 20 Jahren die Psychoanalyse allein lebensnahe, populär und darum schon verdächtig, so steht sie heute arm und dumm da, „veralteter Aufklärer“; ein neuer Prinz stößt in sein Horn und „Freuds Scholastik“ bricht mitten entzwei in Gerümpel und Ballast. Damals, als sie allein Interessantes, Neues wußte, galt sie als Unwissenschaft; heute schilt man sie Naturwissenschaft. Ehemals warf man ihr vor, sie sei nicht exakt; heute ist sie zu eng an eine starre Methode gebunden. Hat man ehemals gezetert, aus subjektiven Einfällen deute der Analytiker — die heutige Psychologie ist auf Intuition, auf Charisma, auf Imponderabilia gebaut; sie deutet, aber nicht Fehlleistung, Symptom, Traum, sie deutet Sinn und Ziel des Menschenlebens, -charakters, -schicksals, sie deutet Völker, Zeiten und Kulturen. Die Psychologie hat ihre Lebensfremdheit gegen ein Methodenbabel vertauscht, aber das heißt in Wahrheit gegen ihre Wissenschaftlichkeit. Jetzt könnten wir Rache nehmen an dem Verfahren, mit dem man uns Psychoanalytiker jahrelang zu diskreditieren versuchte, indem man uns ständig mit dem Unsinn belastete, den wir selbst als „wilde Psychoanalyse“ bekämpften. *Apaga Satanas!* Die Psychologie ist nicht identisch mit der „Psychologie“. Bühler sieht die Krise, und keineswegs er allein, sondern alle, die Vergangenheit und Ideal an die Wissenschaft binden. Aber die wilde Psychologie ist in keiner Weise von der übrigen abgegrenzt. Die „Krise der Psychologie“ ist ein Symptom dafür, daß den Psychologen die überquellende Lebensnähe ihrer Wissenschaft bedenklich wird. Es handelt sich um die Krise der Wissenschaftlichkeit der Psychologie. Was immer an der Psychoanalyse abwegig sein mag, flach oder einseitig, gerade ihre Wissenschaftlichkeit kann gar nicht ernsthaft in Frage stehen. Solange Wissenschaftlichkeit identisch schien mit Präzisionsapparat und Maßformel, mochten psychoanalytische Forschungsergebnisse suspekt sein, aber die Zeit dieses allzu engen Kriteriums ist vorüber. Die Psycho-

analyse versucht mit derselben Forschungsgesinnung, mit denselben Richtigkeitskriterien, mit denselben Denkmitteln und Voraussetzungen, mit denen alle Naturwissenschaft ihr Objekt angreift, das ihrige zu verstehen: Liebe, Lust, Schuld, Trieb, Staat und Kultur. Mag immerhin solches Tun teuflisch sein, oder „gleichmacherisch nihilistisch“ oder „stoffdenkerisch“ — es bleibt unzweifelhaft Wissenschaft. Unzulänglich ist dies Verfahren gewiß; unzulänglich wie dem narzißtischen Allmachtsbegehren jedes wissenschaftliche Tun erscheint; von ihm aus gewertet, sind Religion und Prinzhorn, jene für ehemalige, dieser für bescheidene Gemüter, sicherlich zulänglicher; will die Psychologie mit diesen konkurrieren, so überwindet sie ihre Krise bald mitsamt dem Ideal der Wissenschaftlichkeit. Die Libidotheorie, der Ödipuskomplex, sie reichen gewiß nicht aus, alle wissenschaftlichen Fragen zu bewältigen, die der Psychologie auferlegt sind. In diesem Sinn ist die Psychoanalyse zweifellos nicht die Psychologie, sondern ein Teil der Gesamtpsychologie; vielleicht hat hie und da ein Psychoanalytiker diese Grenze überschritten.¹ Aber daß die Tatbestände, die kaum mehr bestritten sind, und denen Freud den stoffdenkerischen Namen Libidoentwicklung, den „düsteren“ Namen Ödipuskomplex gegeben hat, durch die geistigeren Termini, die helleren Worte der Gestaltpsychologen, Eidetiker, Denkpsychologen, Personalisten, Reflexologen, — deren Forschungsarbeit voll in Ehren, zweifelsfrei Wissenschaft, zweifelsfrei fruchtbar und zukunfts voll, — daß die Tatsachen und Probleme der Triebentwicklung der Ichpsychologie, der Kulturpsychologie durch jene freundlicheren und helleren Lehren so imponierend gelöst wären, und die Zeit gekommen sei, die Psychoanalyse zum alten Eisen zu werfen, oder in engste Grenzen der Brauchbarkeit definitiv zu verbannen — wer möchte dies im Ernst verkünden? Noch verbreitet Freuds düstere Lehre mehr Licht in der völligen Finsternis, als der blendende Glanz von Prinzhorn, Klages und anderen Sonnenhelden — ein Paradoxon, zu dessen Lösung Fechners Schwellengesetz ausreicht. Die Krise der Psychologie ist nicht lösbar ohne die Psychoanalyse, ohne den Stoff-

1) Der Verfasser des „Sisyphos“, der „Psychologie des Säuglings“, der „Heutigen Psychologie der Pubertät“ bekennt gerne, daß er versucht hat, die Grenzen der Psychoanalyse durch Sprünge über jene Schranken zu ermitteln, die ihr die Tradition setzt. Sei es, daß seine Sprungkraft zu klein ist, sei es, daß die Grenzen zu fern sind, er fühlte sich nirgends auf fremdem Gebiet.

denker=Naturforscher Freud, der eine Methode gefunden hat, lebensnahe, kulturwichtige Zweige der Psychologie zu bewältigen. Freud ist in die Philosophie eingebrochen, aber nicht als Feind der Wissenschaft, sondern als ihr Bahnbrecher, nicht anders, wie immer Naturwissenschaft in tabuierte Bezirke eindringt. Die Priester rufen nach der Polizei; die Hohepriester im Neuen Geist Verlag haben einen feineren Trick: sie rufen gegen den äußeren Feind der Psychologie auf; und ihr Geschrei soll überhören lassen, daß sie selbst die Feinde der Wissenschaft sind. Aber das Manöver ist nicht ganz geglückt. Ehrenberg, Hopf, alle Naturwissenschaftler unter den Mitarbeitern der „Krisis der Psychoanalyse“, bejahen sie, weil sie Naturwissenschaft ist. Die Psychoanalyse ist heute bereits, nicht nur in Prinzorns Sammelbuch, auch von Bühler, ja wir dürfen sagen allgemein akzeptiert als Naturwissenschaft der Seele. Die Frage lautet in Wahrheit für die Gegner der Psychoanalyse, ob naturwissenschaftliche Psychologie erlaubt sei — denn daß sie möglich ist, wenn auch noch so düster, beweist die Psychoanalyse. Daß sie nicht erlaubt sei, dies versucht man mit Argumenten verschiedenen Gewichts, von Standpunkten verschiedener Höhe aus zu erweisen. Erkenntnistheoretisch, philosophisch, asketisch, religiös, politisch — gilt ihnen einerlei, wenn nur das Diktum sich ergibt, daß naturwissenschaftliche Psychologie an gewisse seelische Bezirke nicht herangebracht werden kann. All diese antiwissenschaftlichen Motive dürfen uns nicht schrecken; uns ist gewiß, daß die Psychoanalyse zwar nicht ausreicht, all das zu verstehen, was Naturwissenschaft von der Seele verstehen muß, aber daß sie, ergänzt durch die anderen wissenschaftlichen Methoden der Psychologie, die Seele der Philosophie entreißen wird, wie seinerzeit die Wissenschaft der Religion die ganze Natur entriß. So sicher ist dies, daß die Gegner die Last des Beweises haben für die Frage: Ist wissenschaftliche Psychologie überhaupt möglich, die nicht Naturwissenschaft wäre, und worin bestünden ihre Kriterien und Voraussetzungen, was wäre ihre Funktion? — denn Kriterien und Voraussetzung und Funktion der Naturwissenschaft sind bekannt. Harte Fragen, die meiner Meinung nach mit der Konjunktur zusammenhängen, in der die Krise der Psychologie entsteht, denen aber durch die Proklamation einer Krisis der Psychoanalyse ausweichen zu wollen, Illusion ist.

Wie jede Illusion, muß auch diese Fehlwahrnehmungen und Fehldeutungen der Wirklichkeit fortschreitend erzeugen, soll sie dauern können. Prinzhorn bringt deren eine erstaunlich komplette Enzyklopädie.¹ Beginnend mit der ehrwürdigen Legende vom Sektencharakter der Psychoanalytischen Vereinigung. In Wahrheit ist die Internationale Psychoanalytische Vereinigung keine Sekte, sondern entspricht einem Gebilde, das etwa heißen könnte „Kaiser-Wilhelm-Forschungs-Institut für Psychoanalyse und ihre Anwendung auf Medizin und Kulturwissenschaft (Leiter Geheimrat Freud)“. Wer würde mißverstehen, wenn die erlauchte Gesellschaft der beamteten Extraordinarien, Dozenten, Assistenten und Doktoranden dieses Instituts bei seinen Sitzungen keine Pressevertreter duldete, in den Verband des Instituts keine Leute aufnähme, die nicht zwei Jahre lang die Forschungstechnik und die bisherigen Resultate gelernt und durch eine selbständige Institutsarbeit ihre Befähigung nachgewiesen hätten; wer würde daran mäkeln, daß Assistenten, die das Institut durch langweilige Diskussionen über angebliche Streitpunkte, die allen übrigen erledigt scheinen, in seinen Arbeiten stören, auf diese oder jene Weise veranlaßt werden, sich am benachbarten Universitätsinstitut zu habilitieren. Gelegentlich schwätzen solche Abgewiesene allerhand Geschichten herum von Tyrannis des Chefs, von seinen tragischen Komplexen, von der sturen Hörigkeit seiner Clique. So und nicht anders sieht das Geheimnis der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung aus. Eigenartig ist nur, daß vernünftige Leute im Falle der Psychoanalyse solchen „Institutsklatsch“ von Stekel bis Maylan als wissenschaftliche Polemik, als Argument gegen die Forschungstechnik Freuds gelten lassen. Dies wird möglich durch die Wunschkraft jener Illusion. Psychoanalyse: Hirngespinnst von Dogmatikern, Gebledeten, Hörigen des großen Charismaträgers Freud. Sein Genie, seine Macht über Menschen steht heute den Prinzhorn außer Frage. Aber wir müssen fragen: worin bewährt sich Freuds Größe — abgesehen vom wissenschaftlichen Wert seiner Lehre? Die Zahl der „treuen Schüler des großen Meisters“ — so nennt man uns, um unsere Einsicht aus der Sphäre des Intellektes, des Diskutabeln, in die des

1) In seinen Beiträgen zur „Krisis“: „Vorrede des Herausgebers“, „Versuch einer geistesgeschichtlichen Einordnung der Psychoanalyse“ und „Charakterologie und PsA“.

dumpf Erotischen, des Indiskutabeln zu entwerten; am Rande: und die Hohepriester, die der Treue höheren Glaubensrang einräumen als der Ratio, spielen hier harmlos mit — alles in allem ist unsere Zahl für einen Nihilistenführer einfach lächerlich, für einen Sektenstifter beschämend gering. Wollte man aber Freuds Charisma an der Qualität der Gefolgschaft messen — die Qualität bestreitet man uns eben, nicht nur die Intelligenz; eine Gefolgschaft von 200 bis 300 nihilistischen Dummköpfen soll Freuds Genialität bezeugen? Es bliebe endlich die Tiefe der Erschütterung, die seine Getreuen an und um ihn erfahren, um die Psychoanalyse etwa am Georgekreis zu messen. Was an Hingabe und Eifersucht, an Kränkung und Triumph, an inneren Kämpfen im Schülerkreis Freuds existieren mag, spielt hier keine Rolle, d. h. es hat keine andere Gestaltungsmöglichkeit, keinen anderen Raum, als in jeder beliebigen Klinik eines beliebigen, ungenialen, ungroßen Ordinarius. Es ist Epiphänomen. Die Psychoanalyse ist keine Sekte, keine Stiftung; sie als solche sehen, heißt ihre soziologische und libidinöse Struktur völlig verkennen; sie ist das Laboratorium der Freudschen naturwissenschaftlichen Psychologie. Wir stehen bei Freud und verehren ihn, weil wir seine Wissenschaft für richtig halten und ihn also für verehrungswürdig. Davon überzeugt uns täglich und stündlich unsere Arbeit in gleicher Weise und in gleichem Maße, wie den Physiker Experimente und Rechnungen, den Biologen sein Mikroskop, die Schüler Sterns und Böhlers die tägliche Arbeit mit deren Methoden. Daß alle wissenschaftliche Einsicht in komplizierter Weise vom Libidoschicksal des Forschers mitbedingt ist, diese Freudsche Einsicht als „Psychoanalyse der Psychoanalyse“ gegen Freud oder seine Schüler zu verwenden, ist möglich nur mit Hilfe des läppischen Fehlschlusses, den aber recht kluge Schriftsteller nicht scheuen, eine Erkenntnis sei falsch, weil ihr Finder in Forschung und Resultat unbewußte, verdrängte Triebe befriedigt. Warum sollte Bfeld weniger glaubwürdig sein, wenn er jahraus jahrein Freuds Entdeckungen bestätigt findet, die schließlich doch nicht seine sind, weniger glaubwürdig als Afeld, der jeden flüchtigen Einfall, der gegen Freud zu sprechen scheint, als seine große Widerlegung Freuds drucken läßt, weniger glaubwürdig als Cfeld, der Freuds Funde als seine eigenen preist? Illusion: daß die Psychoanalyse falsch, aber Freud dennoch genial sei, Illusion, daß

die anhaltende Überzeugtheit der weitüberwiegenden Zahl all jener, die Freuds Psychoanalyse überhaupt je methodisch erlernt haben, von deren libidinösen Denkhemmungen herrühre.

Aller Illusion zum Trotz ist die Psychoanalyse eine gesellschaftliche Wirklichkeit geworden: weit über den Kreis der Jünger hinaus, wirkt sie, in oft beschriebener, allgemein bekannter Weise. Uns muß diese psychoanalytische Weltbewegung nicht imponieren; sie ist ganz gewiß kein Kriterium für die Richtigkeit der psychoanalytischen Wissenschaft. Es gibt Lehren genug, die sehr beachtliche Anhängerkreise gewinnen, die einen umfangreichen und kostspieligen Apparat von Verlagen, Zeitschriften, Instituten erhalten, und die dennoch in keiner Weise ein entsprechendes Maß von Wissen besitzen — die Adlersche Individualpsychologie oder die Anthroposophie sind solch pseudowissenschaftliche Gebilde. Prinzorns geistesgeschichtliche Illusion will das Wesen der Psychoanalyse in ihrem Publikumserfolg erschöpft sehen. Sie entstamme der lüsternen Prüderie der neunziger Jahre, und habe in geänderter Zeit ausgespielt; ein irregeleitetes oder noch nicht zur Einsicht erwachtes Publikum habe die geänderte Lage bloß noch nicht begriffen; im übrigen aber habe zwar die Psychoanalyse doch auch heute noch eine Rolle als Weltanschauung des Gleichmachertums, jedoch eben deshalb sei sie indiskutabel, ein Stück der Verirrungen dieser verworrenen Zeit. Hingegen ist diese selbe Psychoanalyse für Jurinetz als bürgerliche Ideologie, dem Schweiß und Blut mährischer Landarbeiter erpreßt, keiner ernsthaften Diskussion im Lager des marxistischen Proletariats würdig. Zwei Ausprägungen derselben Illusion, ermöglicht durch Fehlwahrnehmung der Geschichte.

Die Geschichte der Psychoanalyse ist die Geschichte ihres Funktionswechsels. Sie hat tatsächlich ihre Rolle gespielt bei der „Sexualbefreiung“, die in jenen verleumdeten neunziger Jahren ansetzte. Freud hat jene Bewegung ganz gewiß nicht geschaffen; noch weniger als Nietzsche, Ibsen, Wilde, Wedekind. Die wirtschaftliche und geistige Entwicklung von 1870 bis 1914 hat Familie, Religion, alle sexualhemmenden Instanzen, alle Schuldgefühl-Ideologien tief aufgebrochen. In diese Bewegung für Ehreform, Sexualreform, Frauenfrage und soziale Frage trat die Psychoanalyse sehr früh ein;

diese Welle hat bald nach Freuds grundlegenden Entdeckungen der Psychoanalyse ein erstes, wenn auch nur auf einige Schichten der progressiven bürgerlichen Intellektuellen und Jugend eingeschränktes Publikum gegeben. Die Universitätswissenschaft, damals noch recht lebensfremd, wußte von Trieben und Konflikten nichts. In Freud fand jenes Publikum einen Wissenschaftler, von dem es etwa vernahm: „Man wird krank an verdrängter Sexualität; Kunst und Dichtung sind Ausdrucksformen der Sexualität; der Traum hat Sinn, dunklen sexuellen Tiefsinn.“ Obgleich Freud dies eigentlich nicht ganz so meinte, obgleich er kein anderes Publikum als die Wissenschaftler suchte, fand sich sogleich jene Schichte bereit, Freud — wenn auch nicht ganz richtig — zu verstehen.

Die Psychoanalyse ist entstanden aus dem Boden jener Naturwissenschaften, die, pröder als das Publikum, Freuds erste tiefergehende Mitteilungen entrüstet ablehnten. Freud kam von der Naturwissenschaft der Neurologie, Psychiatrie. Freud selbst schien die Psychoanalyse bloß ein kleiner, freilich ein wichtiger Schritt vorwärts; die Reaktion seiner wissenschaftlichen Umwelt belehrte ihn erst, daß er einen mutigen Sprung über die Kluft gewagt hatte, die Wissenschaft und Philosophie zwischen Leib und Seele aufgerissen hatten, daß er an „den Schlaf der Menschheit“ gerührt hatte. Sein Mißerfolg bei der akademischen Wissenschaft, sein Erfolg beim Publikum hätte der Psychoanalyse gefährlich werden können. Stekel und Adler fanden sich sogleich bereit, das Interesse jenes Publikums zu befriedigen, aber sie waren infolgedessen in ihren Fragestellungen sogleich von diesem Publikum abhängig geworden. Symbol und Minderwertigkeitsgefühl, Machtstreben, Frauenfragen, Erziehungsfragen, Rätsel des Verbrechens und der Künstlerschaft, für all das mußten schnelle Antworten gefunden werden, wollte man das erweckte Interesse festhalten; Sexualität und Trieblehre mußten zurückgestellt werden, denn was jene Publikumsschichte erstrebte, war eine sehr gemäßigte Sexualbefreiung. Freud beharrte darauf, den Gang seiner weiteren Forschung von dem Stand des erreichten Wissens bestimmen zu lassen und nicht von der Problemlage der progressiven Intellektuellen, Jahrgang 1890 bis 1910. Die Psychoanalyse wäre passé wie jener Progressivismus, wie Ellen Key, wie Mantegazza, Forel und Alfred Adler, hätte sie nichts weiter getan als

den Reformbewegungen vor dem Krieg wissenschaftliche Argumente zu liefern.

Aber Freud stellte die infantile Sexualität, Ödipuskomplex, Libidotheorie in das Zentrum seines Forschens und dieses Publikum verlief sich wieder von der Sexualbefreierin Psychoanalyse. Dennoch wurde die Psychoanalyse fortschreitend populärer. Ja, sie wurde nun erst im Kriege und kurz nachher zum großen Publikumserfolg, aber mit völlig gewandelter Funktion. „Seelisches Leiden ist heilbar; sexuelles Leiden, Liebesleiden ist heilbar; rätselhafte körperliche Leiden, die aller ärztlichen Kunst spotteten, sind heilbar.“ Die Psychoanalyse als wissenschaftliche Therapie ohne ärztlichen Apparat erregte therapeutischen Optimismus im Publikum, sonderbarerweise trotz Freuds und der Psychoanalyse Skepsis, trotz des fast einstimmigen Anathemas aller medizinischen Autoritäten. Wahrscheinlich eben wegen dieses Anathemas. Denn die Enttäuschten, die Leidenden, die Hilfesuchenden desertieren der Schulmedizin, sie hat ihren Nimbus verloren; die Vertrauenskrise der Medizin, die vor dem Krieg kaum bemerkbar ansetzte, hat seither breitesten Umfang gewonnen. Das Publikum, im Verlaufe des 19. Jahrhunderts für die rational-wissenschaftlichen Methoden der modernen Medizin allmählich gewonnen, strömt wieder den Heilslehren, den Heilkünstlern zu, regrediert auf die magische, vorwissenschaftliche Krankenbehandlung. Der ärztliche Stand selbst hat diese Regression zumindest gefördert. Das Trauma der uniformierten Kriegs- und Militärmedizin, hat die Vertrauensbindung an den Arzt arg zerstört und selbst die gebildeten Großstädter zum Magnetiseur getrieben, der gerade anfang auch bei Hinterwäldlern zu versagen. In dieser Bewegung mußte unter all den außerklinischen Heilslehren und Heilkünstlern, die Psychoanalyse, dies tiefe, geheimnisvolle Wort mit zwei Ypsilon, Freud, dieser heilverkündende Name, Traumdeutung, Symbol, Kindheitserinnerung, Trieb, Unbewußtes, schnell eine bedeutungsvolle Stelle gewinnen; mußte Freuds Heilmittel: Sprechenlassen statt Kommandieren, Hören statt Schneiden und Rezeptieren Vertrauen erwecken; und zu alledem war Freud doch Professor und seine Lehre Wissenschaft. Das Publikum forderte „Psychoanalyse“. Seit die Ärzte auch „Psychoanalyse“ führen, kehrt ein Teil des Publikums zur Wissenschaft zurück, oder verbleibt in ihr. Psychopath nennt der schlichte

Berliner den Psychopathologen, nicht in beleidigender Absicht, sondern als Ausdruck höchster Reverenz, seinen Titel dem aufregenden Klang des Wortes Telepath angleichend. Der „Facharzt für Psychotherapie und Psychoanalyse“ ist das vollendete Kompromiß zwischen Magie und Wissenschaft. So hat die Psychoanalyse ihr Teil zur Versöhnung des Publikums mit der Medizin beigetragen. Diese dankt es ihr nicht vielleicht, weil die Psychoanalyse dies Ergebnis nicht geradezu angestrebt hatte.

Unter dem Druck des therapeutischen Optimismus des Publikums für die außerakademische Heilkunst vollzog sich die Rezeption der Psychoanalyse in die Medizin; gefördert von dem Forscherdrang vieler Einzelner, getragen von der inneren Umwälzung, die medizinisches Denken und Forschen aus mannigfaltigen Quellen erfährt. In die Medizin ist die Psychoanalyse aufgenommen, unter dem Decknamen „Psychotherapie“. Mit Glanz und Ehren könnte die Psychoanalyse ihren Einzug in die heilige Halle der Universitätsmedizin halten. Daß dies nicht geschieht, daß sich die Rezeption der Psychoanalyse unter lärmenden Abwehrsymptomen, unter Neubenennungen, Plagiaten, Kryptoplagiaten, mannigfachen Kastrationen und Ergänzungen, Synthesen, kurz als Psychotherapie vollzieht, daran ist nur noch die Psychoanalyse selbst schuld. Hier ereignet sich, was Prinzhorn ihre Krisis nennt und was ihre Bewährung ist.

Das heutige Publikum fordert: Ermutigung, Lebenswerte, Kulturbefahrung, tätige Lebensgesinnung, positives Weltbild, Arbeitsfreude, Wertgebundenheit, therapeutischen Optimismus, Magie, Philosophie, und Freud erklärt

den Alleswissern, daß wir nach dreißig Jahren noch immer sehr wenig von der Neurose wissen. (An dieser Ecke haben wir Manchen verloren!);

Und den Heilpriestern: ich lege den Akzent auf die Forderung, daß niemand die Analyse ausüben soll, der nicht die Berechtigung dazu durch eine bestimmte Ausbildung erworben hat; ob diese Person ein Arzt ist oder nicht, erscheint mir als nebensächlich.“ (An dieser Ecke werden wir die Psychotherapeuten nicht gewinnen!);

Und den Positiven: „eine Kultur, welche eine so große Zahl

von Teilnehmern unbefriedigt läßt und zur Auflehnung treibt, hat weder Aussicht sich dauernd zu erhalten, noch verdient sie es.“ (Und hier wendet sich der Neue Geist mit Schaudern.)

Das Publikum, — Prinzhorn und andere geistige Führer sind Publikum der Psychoanalyse, so sehr ungern sie es wahr haben möchten, sie sind das Protopublikum, das Publikum zeugt, — will Psychoanalyse, aber Psychoanalyse nur im Sprechzimmer, nur in der Klinik, bloß soviel Psychoanalyse als Lebens-, Kultur-, Staatsbejahung, wie sie es eben jeweils verstehen, erträgt; Psychoanalyse als Therapie, dies sei die Grenze, wie seinerzeit Sexualbefreiung als Reformbewegung die Grenze sein sollte. Sie sei Naturwissenschaft, wohlan, aber der kranken Seele; die gesunden Werte müssen unangetastet bleiben. Freud widerstand dem progressiven Publikum vor dem Krieg; daß dieses indes konservativ geworden ist, daß es als Nihilismus bekämpft, was es vor kurzem als Fortschritt pries, wird ihn nicht hindern, weiterhin zu widerstehen.

Etwas vom Vorwurf des „Nihilismus“, den dieses Publikum durch seinen Prinzhorn erhebt, trifft Freud wirklich. Er hat kein Ja für diese Publikumsfragen, weder für die großen nach dem Sinn des Lebens und Leidens noch für die kleinen aus Ehesorgen, aus Erziehungsskrupeln geborenen. Dieser berühmteste, klarste und hellste Stilist unter den Wissenschaftern, dieser entschlossenste Pragmatist, für den die Seele bloß ein Sinnesorgan, Denken bloß Probehandeln, die Wissenschaft bloß ein Werkzeug ist, bleibt dennoch der publikumsfremdeste, unpopulärste, apraktischste Forscher. Prinzhorn nennt Freuds Klarheit Rationalismus, Aufklärung des 18. Jahrhunderts, flach, überlebt. Illusion! Zwar ist Aufklärung in der Wissenschaft nicht so verwerflich wie Vernebelung; aber jene Aufklärung des 18. Jahrhunderts war platt praktisch, reformistisch, evolutionistisch, optimistisch; sie glaubte daran, daß die Menschen erlösbar sind durch Bildung, durch Erziehung (durch Psychosynthese, durch Gemeinschaftsgefühl würden sie heute sagen), sie glaubte an die Zukunft ihrer Kultur, sie bejahte völlig deren Grundlagen. (Darüber darf uns nicht täuschen, daß das Bürgertum, das diese Bewegung trug, drei Jahre lang, in Frankreich, politisch revolutionär war.) Es war unsere heutige Kultur, es waren unsere heutigen Grundlagen, eben dieselben, die Prinzhorn

gegen nihilistische Gleichmacherei verteidigt. Aber schon damals schrie Einer gegen die Psychologie, die schon damals Konjunktur beim Publikum stiftete: „Es gibt unter den Menschen, sagen die Anhänger der Ungleichheit, einen natürlichen Unterschied, der notwendigerweise einen Unterschied in ihrer Aufklärung und in ihrer sozialen Stellung nach sich zieht, das ist der des Geistes. Man ist soweit gegangen, zu behaupten, daß man in mehr oder weniger hervorspringenden Erhöhungen des Gehirns die unfehlbaren Zeichen der Neigungen und Leidenschaften erkennen könne. Indessen scheint uns ein geheimes Gefühl zu belehren, daß die Dinge nicht so durch den Schöpfer der Natur eingerichtet wurden. Der Unterschied der Geistesanlagen ist weit mehr Folge der Umstände . . . Außerdem, selbst wenn die Ungleichheit der Intelligenz so natürlich wäre, wie man vorgibt, ist es doch unmöglich, darin die Quelle der Unterschiede des Reichtums und der Macht zu sehen, die in der Gesellschaft bestehen; denn es ist durchaus nicht wahr, daß diese dem Wissen und der Weisheit entsprechen.“ So sprach Babeuf, 1795, der erste Sozialist. Damals wie heute floh das Publikum vor solcher rationalistischer Gleichmacherei in die Romantik. Mit Recht sucht Prinzhorn seine Väter im Kreise des Carus. Aber aus dem einen Babeuf ist heute ein zweites Publikum geworden, die „Bataillone“ der Neinsager. Ich glaube, daß Freud hier sein Publikum finden wird; denn bei Freud wird die Arbeiterbewegung Denkwerkzeuge finden zur heutigen geistigen Kultur, methodisch Nein zu sagen; und sein Werk wird ihr gar nicht destruktiv erscheinen.

Noch sind die beiden Publika der Psychologie gegenüber nicht sichtbar geschieden. Aber durch Rauch kündigt sich Feuer an; an den Illusionen erkennt man die Gefahren. Prinzorns Illusionen scheinen mir zu verraten, daß er im Sozialismus das künftige Publikum der Psychoanalyse wittert. Insofern sind Prinzorns Illusionen ein Stück Klassenkampf; nichts mehr. Seine geistesgeschichtliche Position hat Prinzhorn nahe bei Hitler und Hugenberg.¹

1) Beweis: Dies ist sein Ideal: „Ein Geschlecht, das nicht verflachende Gleichmacherei unter mechanisch-atomistischen Idealen fordert, sondern Gestalt, Gliederung, Würde, Recht des Starken, Pflicht des Klugen, Hingabefähigkeit bei starker Haltung und was dergleichen männliche Werte mehr sind — und dies als natürliche und daher sein-

Von diesem Weltwinkel aus gesehen ist Psychoanalyse nihilistisch, aber erledigt ist sie darum eben nur in dieser Höhenlage, die eine Wertsicherheit und Kulturbekräftigung vortäuscht, die es in der heutigen Gesellschaft nicht mehr gibt, weil in ihr nicht mehr gelingt, den Menschenmillionen statt der Vermögensbeständigkeit Wertsicherheit zu suggerieren.

Sehr weit weg vom revolutionären Sozialismus sind mancherlei politische und kulturelle Standpunkte möglich, die die sozialen Wert-Kämpfe nicht illusionistisch fortphantasieren und die daher verzichten müssen, das Publikum befriedigend und billig zu bedienen. Für den wissenschaftlichen Psychologen mag dies ein schwerer persönlicher Verzicht sein, aber mir will scheinen, er muß im Dienste der Wissenschaftlichkeit geleistet werden. Denn die Bedürfnisse jenes Publikums, das Konjunktur für Psychologie schafft und sie ständig vermehrt, je konsequenter die Psychoanalyse sich diesem heutigen Publikum verschließen muß, sind zwiespältig, sie gefährden die Psychologie, indem sie sie fördern.

Daß die Psychologie durch die Publikumsbedürfnisse entscheidend gefördert wird, will vorweg deutlich erkannt sein. Es sind sehr klare Fragestellungen, die die Wirtschaft an den Psychologen stellt, sie verlangt von ihm Rationalisierung des Betriebes, der Menschenbeeinflussung, -Erziehung, -Auslese; das riesige Gebiet der angewandten Psychologie verdankt seinen imponierenden rapiden Ausbau diesem kommerziellen Bedürfnis. Es macht diese Zweige der Psychologie zu naturwissenschaftlichen, es zwingt sie zur Rationalität der Methoden, zur Klärung der Kriterien, zur Exaktheit der Ergebnisse; es läßt diesen Teil der Psychologie blühen, wie alle Naturwissenschaft von den kommerziell-industriellen Bedürfnissen seit dem 15. Jahrhundert gefördert, ja ermöglicht wurde. Selbst die Graphologie — noch vor wenigen Jahren etwa auf dem wissenschaftlichen Niveau der Astrologie — wird vor unseren Augen unter dem Druck der Personalheits und der Privatinteressen mißtrauischer Kaufleute wissenschaftlich. Deutlich beginnt der Exodus der Psychologie aus der Universität

sollende Lebensformen, nicht als politisches Tendenzprogramm.“ Mag sein, daß dies Nietzsche richtig interpretiert. Heute sind die Träger dieses unpolitischen Programms Mussolini, Horthy oder Hitler.

an die technischen Hochschulen, aus den Hochschulen in die Betriebe selbst und damit die Verwandlung der Psychologen in Industriebeamte (ein Prozeß, der in anderen Naturwissenschaften bereits weiter gediehen ist). Damit aber binden sich die wissenschaftlichen Interessen dieser Zweige der Psychologie (und es sind ihre reichsten an die Prosperität der Wirtschaft. Die Bahnbrecher dieser Gebiete bleiben weitgehend immun gegen diese Stiftung gefährlicher, außerwissenschaftlicher Vorurteile, aber sie treten an Zahl und mit der Zeit sogar an Gewicht hinter ihren Stäben bald zurück. Die Prosperität einer Wirtschaft, unter der Millionen leiden, die Millionen bekämpfen, kann vor sich und der Welt, wer sich an sie gebunden hat, nicht verteidigen, ohne politische und kulturelle Illusionen, denen die Psychoanalyse gefährlich ist. Es wird ohne übertriebene Vorstellungen von der Macht des wissenschaftlichen Gewissens zu erwarten sein, daß dieser Konflikt meist gelöst wird in der Ablehnung der Psychoanalyse als einer unzulänglichen wissenschaftlichen Methode, oder als einer nur in beschränktem Bereich gültigen, weil bloß materialistischen Psychologie.

Die Wirtschaft selbst entreißt die Psychologie der Philosophie und zwingt sie zur Rationalität, zur naturwissenschaftlichen Exaktheit, zum naturwissenschaftlichen „Zynismus“, „Nihilismus“, der Intelligenzquotienten berechnet, wo Prinzhorn neuen Geist verkündet. Aber diese selbe Wirtschaft erzeugt Leiden, Arbeitslosigkeit, Lebensnot, Wohnungsnot, Ehenot, Jugendnot, Sexualnot, Allnot, die sie nicht oder nicht schnell, nicht gründlich genug für die Betroffenen zu beheben weiß. Palliative werden nötig; die Religion reicht nicht mehr aus, der Sozialismus reicht nicht mehr wie 1917/19, oder reicht noch nicht aus. Die Not wird nicht mehr als göttliche Prüfung erduldet, sie wird noch nicht als wirtschaftliche Folge erkannt; sie wird aber als seelische erlebt. Die Psychologie erscheint demnach zuständig sie zu deuten und zu beheben. Der Psychologe hört sich gerufen. Der Konzern-Aufsichtsrat ruft ihn zur Auslese der wirtschaftsbegabten Angestellten, die so abgebauten Angestellten rufen ihn zur Behebung ihrer Minderwertigkeit, zum Aufbau des Gemeinschaftsgefühls im Du.

Die Psychologie ist lebensnäher geworden, als sie zu hoffen gewagt hatte. Sie soll hart, klar, nüchtern und exakt, wertfrei und voraus-

setzungslos rationalisieren, und sie soll zugleich sanft ermutigen, ernst bejahen, heiter und idealistisch Sinndeuten. Hier muß ihre Konjunktur zur Krise werden.

Es sind zwei verschiedene Funktionen, zu denen die Psychologie gerufen wird; sie stellen an die Psychologie einander widersprechende Forderungen, denen dieselbe Psychologie, die wissenschaftliche, nicht genügen kann; sie muß notwendigerweise, so lange sie nicht eine der beiden Aufgaben ablehnt, in Methodenkrise, in Krise des Erkenntnisziels sein. Naturwissenschaftliche Psychologie — um ein gewiß mißverständliches, aber doch auch verständliches Wort zu gebrauchen — meint die eine, philosophische, künstlerische, Erbauungspsychologie lautet die andere Forderung. Die Naturwissenschaft will durch richtige und ausreichende Erkenntnis des Bestehenden zu seiner Änderung verhelfen. Philosophie, Kunst, Religion sollen durch Deutung, Schau, Darstellung mit dem Bestehenden versöhnen, damit es als nicht änderungswürdig, damit es im Grunde als nicht änderbar erlebt werde. Es ist unmöglich, diese Gegensätze in einem Gebilde, in einer einheitlichen Psychologie zu versöhnen. Nicht die Psychoanalyse sprengt die Psychologie, sondern die Naturwissenschaft, die in ihr, unter welchem Namen immer, unentbehrlich geworden ist, widersetzt sich dem konservativen Druck der Philosophie, die dem naturwissenschaftlichen Denken in der Psychologie Grenzen setzen möchte. Naturwissenschaft aber ist so grenzenlos wie die Natur, oder wie ihr eigener Mut. Sie denkt stoffdenkerisch, auch über den Geist, rational auch über das Irrationale. Die Philosophie wird notwendigerweise zur „wilden Psychologie“, wenn sie nicht ihren Mut hat: sich als das zu bekennen, was sie ist; wenn sie Nihilismus und Psychoanalyse bekämpft, statt das Konkordat zu fordern: Leib und Triebe der Wissenschaft, Seele und Geist der Philosophie. Nicht alle philosophische Psychologie ist so verstiegen, so bombastisch, so maskiert wie die Prinzorns. Es gibt bessere Philosophie, aber jede stiftet unfehlbar Verwirrung in der Psychologie, hemmt ihre Entwicklung, verschiebt ihre Diskussionen.

Der Kampf gegen die Psychoanalyse, der aus der Psychotherapie in die Psychologie übergeht, scheint mir durch solche Verschiebung der Diskussion bedingt, oder doch mitbestimmt. Will die Psychologie ihrer

Krise entinnen, so muß sie die Illusion abschütteln, als wäre die Psychoanalyse in tödlicher Krisis; muß sie die Konjunktur neidlos Klages und Prinzhorn lassen; muß sie vor Zeitgeist, neuem Geist, vor National- und vor Kulturbelangen, vor ewigen Werten unerschrocken das Reich der unsicheren, aber haltbaren wissenschaftlichen Erkenntnis vergrößern (und selbst wenn das „Publikum“ sich von ihr abwenden sollte, um die seelischen Befriedigungen, deren es bedarf und die es mit Recht fordert, bei außerwissenschaftlichen Instanzen zu suchen). Freud sei ihr Vorbild.

Freud hat das progressive bürgerliche Publikum verschmäht, er sorgt sich nicht um das Konservative; er hat sich nicht mit den sexualbefreienden Parolen begnügt, die seine Entdeckung sehr schnell ermöglichte; er begnügt sich nicht mit der Begründung einer fruchtbaren Krankenbehandlung, die die Frucht jenes Ungenügens war. Sein Werk ist schlechthin zur Wissenschaft der lebensnahen psychologischen Probleme geworden, aber, wie das nun eben mit großen Leistungen der Naturwissenschaft zu sein pflegt, sie sind zunächst nicht lebensnahe, nicht gegenwartsbejahend. Sie gefallen Prinzhorn nicht, sie gefallen Jurinetz nicht, sie sind weder faschistisch noch kommunistisch. Sie sind gewiß nicht demokratisch. Sie sind ganz allgemein unbeliebt und haben noch kein Publikum gefunden.

„Bernfeld“ contra „Bernfeld“

Der Verfasser des vorangegangenen Beitrags („Neuer Geist“ contra „Nihilismus“), Dr. Siegfried Bernfeld in Berlin, Mitglied der „Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft“, ersucht uns hier mitzuteilen, daß es noch einen Autor namens „Siegfried Bernfeld“ gibt, mit dem er, der Psychoanalytiker, nicht identisch ist. Dieser Nichtpsychoanalytiker S. B. verfaßt Filmlibretti, Filmtexte, schreibt über Film und Literatur, übersetzt Romane, Novellen usw. und man müßte eigentlich denken, wer den Psychoanalytiker Bernfeld kennt, die innere und äußere Art des von ihm Geschriebenen, könne ihn mit dem andersgearteten Namensverwandten unmöglich verwechseln. Daß dies aber dennoch möglich ist, geht daraus hervor, daß „unser“ Bernfeld von Tageszeitungen oft Honorare zugeschickt bekommt, die sich der Andere verdient hat. Das Wissen um den Umstand, daß es zwei Autoren des gleichen Namens gibt, wird vielleicht dazu beitragen, daß man in Hinkunft nicht gedankenlos die Verdienste des „Anderen“ dem Psychoanalytiker Bernfeld zuschreibt.

St.

Der Weg allen Fleisches

Von

Theodor Reik

I

Unser psychologisches Interesse wird durch so vieles an der dichterischen Phantasie angezogen: durch ihre Voraussetzungen und Ziele, das Vorstellungsmaterial, aus dem sie aufgebaut ist, die seelischen Vorgänge in ihrer Gestaltung. Bestimmte Fragen des künstlerischen Schaffens entziehen sich den Methoden der Psychoanalyse, andere hat sie noch nicht in Angriff genommen. Ihre Forschung ist am weitesten dort vorgedrungen, wo das Quellgebiet der künstlerischen Phantasie zu suchen ist. Der Vergleich von Dichtung, Traum und Tagtraum hat sich ihr als besonders fruchtbar erwiesen. Haben sich auch die unbewußten Motive sowie die Dynamik des dichterischen Schaffens zu einem großen Teile unserem Verständnisse erschlossen, so bleibt doch genug des Rätselhaften übrig. Wir werden jede, auch die unzureichende, Einsicht willkommen heißen, wenn sie uns nur verspricht, etwas Neues über die verborgenen Vorgänge der dichterischen Phantasietätigkeit zu verraten. Auf überraschende Art hat mir unlängst der Zufall zu einem solchen winzigen Stück Einsicht verholfen. Es scheint mir geeignet, nicht nur die Herkunft einer dichterischen Vorstellung besser zu verstehen, sondern auch eine Strecke des unterirdischen Weges, welche sie bis zur endgültigen Gestaltung einschlägt, zu erkennen.

Gewiß wird vielen Verehrern Shakespeares jener Gesang Ariels im „Sturm“ als ein besonders schönes und eindrucksvolles Zeugnis der eigenartigen Phantasiearbeit des Dichters erschienen sein. Geheimnisvoll und trostreich spricht des Geistes Lied zu dem trauernden Ferdinand:

„Fünf Faden tief liegt Vater dein,
Sein Gebein wird zu Korallen,
Perlen sind die Augen sein,
Nichts in ihm, das soll verfallen,
Was nicht wandelt Meeres-Hut
In ein reich und seltnes Gut.“

Wenn sich hier der in der See verfaulende Leichnam des Königs Stück für Stück in einen kostbaren Schatz verwandelt, so bewundern wir in diesem Einzelzug die besondere Kraft und den strömenden Reichtum der Vorstellung, jene „*imagination complète*“, die Taine an diesem Unvergleichlichen gerühmt hat.

Meines Wissens hat noch kein Shakespearebiograph oder -Kommentator dieses schöne Bild mit den ausgedehnten und so gegensätzlichen Gedankengängen Hamlets in der Friedhofszene verglichen. Schon früher spricht

sich der Dänenprinz über das Schicksal der Toten aus. Der König fragt ihn, wo der Leichnam des ermordeten Polonius sei. „Beim Nachtmahl“, lautet die Antwort Hamlets. Erläuternd setzt er hinzu: „Nicht, wo er speist, sondern wo er gespeist wird . . . Wir mästen alle anderen Kreaturen, um uns zu mästen und uns selber mästen wir für Maden. Der fette König und der mag're Bettler sind nur verschiedene Gerichte; zwei Schüsseln, aber für eine Tafel; das ist das Ende vom Liede“. Hamlets Phantasie führt ihn in der Fortsetzung dieser Vorstellung zu dem Gedanken, jemand könnte mit dem Wurm fischen, der von einem König gegessen hat und von dem Fisch essen, der den Wurm verzehrte. Er will damit nur zeigen, „wie ein König seinen Weg durch die Gedärme eines Bettlers nehmen kann“.

Der Ort, an dem der Leichnam des Polonius liegt, ist nicht das Wesentliche in diesem Gespräch zwischen dem König und Hamlet. Den toten Hofmann würde man, falls man ihn nicht binnen eines Monats findet, bald wittern. Die pointierten und absichtsvoll mehrdeutigen Auskünfte des Prinzen verraten ihren Sinn: sie zeigen dem König, der Herrschaft und Weib, der, was die Erde an Besitz zu bieten hat, an sich gerissen, den Weg allen Fleisches. Zeigen ihm, daß der fette König und der magere Bettler am Ende nur zwei Schüsseln für die eine Tafel der Würmer sind. Hier spricht eine verborgene Drohung, hier reckt sich ein satanischer Hohn, der über alle Schrecken des Gewissens hinaus an die letzte menschliche Einsamkeit rührt. Die Aggression hat vor der Vorstellung des Todes nicht halt gemacht. Sie schreckt vor der Ausmalung der Einzelheiten der Verwesung nicht zurück. Der Haß verfolgt sein Objekt weit über sein Grab hinaus. Fast andächtig versenkt er sich in jedes Detail des Verfaulens. Er will den König nicht nur vernichtet, er will ihn zu nichts gemacht sehen.

Dieselben Vorstellungen, entzeitlicht und über ihren persönlicheren Ursprung hinausgehoben, erscheinen in jener Friedhofsszene, die von allen Schauern der Vergänglichkeit umwittert ist. Das Gespräch der beiden Totengräber und das des einen von ihnen mit Hamlet, das zwischen den Gräbern mit Entsetzen Scherz treibt, gehört zu den grandiosesten Szenen dieses *play-writer*, der sich in einem Sonett über sein Schaffen geäußert hat: „Denn mich beschämt, was ich auf Erden schrieb“. Es ist die Ouverture zu jener Danse macabre der Gedanken, welcher die Verwandlung lebender Menschen zum Gegenstand eines Kegelspiels mit losen Knochen begleitet.

Immer wieder bricht in diesen Gedanken das rätselhafte Interesse durch, das der Prinz am Vorgang der Verwesung zu fühlen scheint. („Wie lange liegt wohl einer in der Erde, eh' er verfault?“) Wenn er den Schädel Yoriks betrachtet, so durchläuft seine Phantasie blitzschnell den langen Weg von der

Zeit, da er diese Lippen geküßt, bis zu diesem Augenblick, da ihn aus leeren Augenhöhlen der Tote, nein, der Tod selbst angrinst.

Hier taucht aus geheimnisvollen Tiefen jene grandiose und bizarre Vorstellungssreihe auf: „Glaubst du“, fragt er den Freund, „daß Alexander in der Erde solchergestalt aussah?“

Horatio: „Gradeso.“

Hamlet: „Und so roch? pah!“

Horatio: „Gradeso, mein Prinz.“

Warum sollte, fragt Hamlet, die Phantasie nicht den edlen Staub des Welt-erobers verfolgen können, bis sie ihn findet, wo er ein Spundloch verstopft? Dabei kann man sich immer von der Wahrscheinlichkeit führen lassen. „Zum Beispiel so: Alexander starb, Alexander ward begraben, Alexander verwandelte sich in Staub, der Staub ist Erde, aus Erde machen wir Lehm: und warum sollte man nicht mit dem Lehm, worin er verwandelt ward, ein Bierfaß stopfen können?

Der große Cäsar, tot und Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauen Norden.
O, daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!“

Hier, in dieser Friedhofsszene ist die Vergänglichkeit und Vergeblichkeit des menschlichen Lebens Wort geworden. Nicht Leichensteine sprechen, sondern Knochen. Die einst selbst gelebt haben, verhöhnen den Unsterblichkeitsglauben wie auf jenem unvergleichlichen Blatte *G o y a s*, auf dem ein Toter dem Grabe entsteigt und mit seinem Leichenfinger das Wort „*Nada*“, Nichts, schreibt.

Wenn es erlaubt ist, aus den Anschauungen seiner Hauptpersonen auf die eigenen Ansichten des Dichters zu schließen, so wird man dazu gedrängt, eine tiefgehende Wandlung anzunehmen, die Shakespeare in der Zeit zwischen dem „Hamlet“ und seinem Schwanengesang erlebt hat. Ist es nicht verwegen, die Zeichen dieser seelischen Veränderung in diesem isolierten Zuge, den Anschauungen über den Zustand des menschlichen Körpers, nach dem Tode erkennen zu wollen? Es liegen kaum zehn Jahre zwischen den Zeugnissen der beiden einander so entgegengesetzten Anschauungen: Zehn Jahre, so wenig für ein Menschenleben; zehn Jahre, für ein Menschenleben so viel. Was bezeugen jene einander widersprechenden Vorstellungen für den Menschen William Shakespeare?

Was die Biographen über sein Leben zu sagen wissen, ist dürftig und unsicher. Die kargen Daten dieses Daseins, das eine so sonderbare Mischung romantischer und nüchterner, rebellischer und bürgerlicher Züge zeigt, geben keine Auskunft, die uns befriedigen kann. Auch interessieren uns Psychologen die äußeren Daten dieses Lebens nicht als solche. Sie stellen ein Gerüst dar,

das uns einen Bau vorbereiten hilft. Die seelischen Vorgänge allein sind uns wichtig; es kommt uns nur auf die Einzelheiten einer seelischen Biographie an.

II

Solche besonderen Gesichtspunkte berechtigen uns auch, wie ich meine, besondere Wege einzuschlagen, wenn wir der Genese jener Vorstellung des Dichters nachforschen. Wege, die abseits der von den Ästhetikern und Literaturhistorikern gewählten laufen. Kommt es uns nur auf die seelischen Vorgänge an, was hindert uns etwa, die Phantasie einer an Zwangsneurose erkrankten Patientin mit der Shakespeares zu vergleichen? Was kümmert es uns, daß seit der Niederschrift jenes Gesanges Ariels mehr als dreihundert Jahre vergangen sind? Ist nicht, was Menschen elend und selig macht, dasselbe geblieben, haben sich ihre wesentlichen Vorstellungen verändert, weil sie jetzt Flugzeuge, Telephone, Radios besitzen und benützen? Und fällt nicht, was Menschen sonst trennt und unterscheidet, von ihnen ab wie versengte Lappen angesichts des Schwersten, das ihnen allen bestimmt ist?

Die Kranke ist eine reife Frau, die schwere Schicksalsschläge erfahren hat und in deren Gedanken nun, da sie, in ihren Erwartungen enttäuscht, von ihrem Manne getrennt, in ihrer Existenz bedroht, von den Freunden verlassen oder sie verbittert zurückweisend, Todesgedanken einen breiten Raum einnehmen. Nachdem sie sich lange mit wildem Trotz gegen das Schicksal, zu dem sie unter dem Zwange äußerer Faktoren und bestimmter seelischer Tendenzen gelangt war, aufgelehnt hatte, verbrachte sie viele Stunden ihres Tages mit Nachdenken über den Selbstmord. Auch an eine andere Möglichkeit hatte sie früher viel gedacht: daß ihr Leben in Wahnsinn münden würde. Ihre Mutter war nach dem Klimakterium an einer Melancholie erkrankt und viele Jahre später in einem Irrenhause gestorben. In der Analyse wurde es klar, welchen tiefgehenden Einfluß das gestörte Eheleben sowie die schwere Erkrankung der Mutter auf das Schicksal der Tochter ausgeübt hatten, und wie bedeutungsvoll die Identifizierungstendenz mit der Toten geworden war. Das Rätsel des Todes hatte bereits früh das Denken des kleinen Mädchens beschäftigt. Es trat nun wieder an die alternde Frau heran, die zu so vielen und schwer ertragbaren Verzichten gezwungen war. Die Fragen der Unsterblichkeit, eines transzendenten Fortlebens des Ichs nach dem Tode rückten wieder in den Vordergrund. Sie bezeichnete die Anschauung ihrer Umgebung, daß der Tod ein Finale sei, als platt und sinnlos, wollte nichts von so rationalistischen Ansichten über das Wesen von Werden und Vergehen wissen und bemühte sich, sich in ihrem Selbstmordentschluß durch die gedankliche Entwertung jener wichtigsten Grenzscheide zu bestärken.

In den Analysestunden kam sie immer wieder zu diesem Thema zurück. Unfähig, zu verzichten, wo freiwilliger Verzicht der einzig gangbare Weg schien, wollte sie, sich trotzig gegen die Realität stemmend, es vorziehen, zu sterben als sich dem ungerechten Schicksal, das sie so viel schlechter als andere Frauen behandelt hatte, zu unterwerfen. Eine Fülle von Phantasien über den Vorgang des Sterbens und über den Zustand des Ichs nach dem Tode drängte sich ihr auf und füllte die Stunden ihres Tages. Literarische Erinnerungen mögen sich in manchen dieser Phantasien geltend gemacht haben. Viele davon sind aber sicherlich originell und manchen Vergleichen und Bildern, zu denen sie in diesen Stimmungen der Todessehnsucht gelangte, wird man Schönheit und Anschaulichkeit nicht absprechen können. Sterben bedeutete für sie nur einen Übergang von einer Art Leben in eine andere; der Vorgang sei der Verarbeitung eines Stoffes in einer Gerberei zu neuen Zwecken zu vergleichen. Es sei so, wie wenn man den einen elektrischen Lichtschalter eines Zimmers abdrehe, um sogleich darauf einen anderen, im selben Raum gelegenen aufzudrehen. Wenn das irdische Leben verlösche, gehe das Ich in andere Weltsysteme über; es glänze vielleicht als jüngster Stern am Himmel auf. Als der schönste dieser Vergleiche erscheint mir der folgende: „Ein Zoologe hat mir einmal erzählt, was er mit einer Kreuzotter, die er getötet hatte, anfang. Er legte sie in eine große starke Pappschachtel, in die er mehrere kleine Löcher machte, und grub das Ganze dann in die Erde ein. Nach mehreren Wochen grub er die Schachtel dann wieder aus. Die Ameisen hatten die Schlange in der langen Zeit völlig von allem Fleisch und allen Muskelfasern losgelöst. Das Skelett war völlig rein und klar. Jeder Teil davon glänzte wie eine Perle im Sonnenlicht und das Ganze war wie ein Schmuckstück. Wer kann es sagen? Vielleicht werde ich, wenn ich gestorben bin, auch einmal so, als ein Armband oder Perlenkollier am Halse einer großen Göttin funkeln.“

Hier ist also derselbe Vergleich für das Ich gebraucht, der bei Shakespeare dem Vater des trauernden Ferdinand gilt.

III

Was kann die Analyse zum psychologischen Verständnis jenes schönen Bildes, das in den Todesphantasien der Kranken auftaucht, beitragen? Wir haben bereits gehört, daß es sich in allen diesen Phantasien um eine Rückkehr zu einer früheren gedanklichen Beschäftigung mit dem Todesproblem handelt.

Die voll ausgebildete Zwangsneurose des kleinen Mädchens hatte Abwehrgedanken gegen Todeswünsche, die sich auf die Mutter bezogen, zum wesent-

lichen Inhalt gehabt. Die abgewehrten Zwangsvorstellungen machten in einem späteren Entwicklungsstadium beim Tode nicht Halt. Sie führten zu Grübeleien über den Zustand des Menschen nach dem Tode, in denen die unbewußten Haßtendenzen mit den Liebesregungen um die Herrschaft rangen. In diesen Gedankenkämpfen nehmen nun die Vorstellungen der fortschreitenden Verwesung geliebter Personen einen großen Raum ein. Immer wieder tauchten jene schrecklichen Bilder von der fortschreitenden Dekomposition des Körpers auf. Die Analyse konnte nachweisen, daß diese Vorstellungen, gegen welche sich die Kranke heftig sträubte, bereits aus der Verdrängung wiederkehrende waren; sie trugen schon alle Anzeichen des Abwehrkampfes. Das Ich hatte sich vor der es bedrohenden Gedankennot vor den Schreckvorstellungen in mannigfache Vorstellungen über die Unsterblichkeit der Seele und der Form geflüchtet. Man erkennt in dieser Reaktionsleistung nicht nur den Ausdruck der Zärtlichkeit für die Mutter, sondern auch den der unbewußten Todesangst, welche sich als Selbstbestrafung gegen das Ich wendet. Gegenüber den Schrecken der Verwesung, die sie sich vorstellt, wird später die Überzeugung immer tiefer, daß der Tod nicht das Ende sein kann. Es gilt, nicht nur die geliebte Mutter als unsterblich und unzerstörbar vorzustellen, sondern auch das Ich gegen seine völlige Vernichtung zu schützen. Nach dem Tode einer anderen geliebten Person gelangte sie reaktiv zu weit ausgesponnenen, metaphysischen Spekulationen, die durch Lektüre verschiedener naturwissenschaftlicher Werke immer neue Anregungen erhielten.

In der Analyse drohte nun die Erinnerung an jene feindseligen Regungen zum Bewußtsein durchzubrechen. Als Reaktion gegen solches Auftauchen stellte sich unbewußte Todesangst ein, die sie in der alten Art seelisch zu bewältigen suchte. Ihre Phantasie von jenem Schmuckstück zeigt, wie sie die Vorstellung des eigenen Verwesungszustandes reaktiv in ein anziehendes und glänzendes Bild verkehrt. Die Verbindung mit der Mutter (Göttin) läßt auch erkennen, daß ihr der Tod nun auch als Sühne für die unbewußten Todeswünsche willkommen erscheint. Die unbewußte Identifizierungstendenz mit der toten Mutter erweist sich bei der alternden Frau, die so viel Leid getragen hat, stark genug, um auch von der zärtlichen Seite her das Auftauchen jenes schönen Bildes verständlich zu machen.

Der Rückweg von der analytischen Erörterung dieses Falles, zu der Phantasie Shakespeares wird nicht schwer sein. Ich trage kein Bedenken anzunehmen, daß in dem Dichter ähnliche seelische Vorgänge unbewußt wirksam gewesen sind. Jene tiefsinnigen Betrachtungen Hamlets am Friedhof sind ihrer Form und ihrem Inhalt nach den Überlegungen zwangsneurotisch Erkrankter sehr wohl zu vergleichen. In diesem Sinne versichert Horatio dem über die Ver-

wesung reflektierenden Prinzen: die Dinge so betrachten hieße sie allzu genau betrachten. Was sich als Streben nach Genauigkeit und Vollständigkeit darstellt, ist von denselben unbewußten Affekten geführt, die wir in den Gedankengängen der Zwangskranken erkennen. Es ist derselbe unbewußte Haß, dieselbe verborgene Feindseligkeit und dieselbe geheime Todesangst für das Ich, welche die Überlegungen des Prinzen und die jener Patientin bestimmten, unterirdisch ihren Inhalt kennzeichnen und ihrer Form das charakteristische Gepräge geben. Man vergleiche etwa die immer wiederkehrende gedankliche Beschäftigung Hamlets mit dem Gegensatz von Tod und Leben sowie mit dem Zustand der Verwesung und die zwanghaften Überlegungen der Kranken, von der ich eben berichtete. Sie suchte in jener Mädchenzeit Züge des Todes überall, im „Fallen des Laubes, in Tierkadavern und in den Gesichtern der teuersten Personen“. Alle Dinge wurden unter dem Gesichtspunkte betrachtet, ob sie todesreif sind; sie wird von dem Gedanken an den Tod nicht losgelassen. Es mutet wie eine moderne Variante der Hamletschen Gedanken an, wenn sie sich immer wieder vorstellen muß, daß alle irdische Größe, aller Geist der Staatsmänner, alle Einbildungskraft der Dichter, am Ende in einer kleinen Aschenurne Platz finden wird, daß dies alles ist, was vom Menschen übrig bleibt. Wir erhalten einen Eindruck von den verborgenen Motiven dieser zwanghaften Gedankengänge, wenn wir hören, die Patientin mußte immer wieder an den Tod denken, weil sonst ihre Angst vor dem Sterben übermächtig zu werden drohte. Ihre Phantasie führte sie immer wieder auf diese Gedanken, um das tiefe Grauen angesichts der Todesvorstellung zu bannen. Mit Anspielung auf die Vorbereitungen des Helden in Schillers Ballade „Der Kampf mit dem Drachen“ beschreibt sie den seelischen Vorgang: „Ich hetzte die Hunde meiner Phantasie immer wieder vor die Schreckbilder, um die Angst zu überwinden“.

Einige Jahre später erscheint die Angst, die als Reaktion auf unbewußte Todeswünsche auftaucht, geringer. Die Kranke selbst ist älter und ruhiger geworden, fühlt sich dem Tode nähergerückt. Auch er, der düsterste Engel, erhält langsam ein freundlicheres Antlitz: „Ich komm' nicht um zu strafen“ sagt er dem Mädchen in jenem schönen Liede (Unbewußt kommt für jeden von uns der Tod mit dieser Absicht). Die Vorzeichen sind nun verkehrt; was einst so gefürchtet war, wird nun ersehnt. Nun tauchen jene Spekulationen über das Fortleben des Ichs nach dem Tode auf. Der bedrohte Narzißmus hat ein Asyl gefunden. Das Ich hat sich einen Zufluchtsort vor dem unentrinnbarsten Feinde erschaffen.

Nun erscheinen jene schönen Bilder von der Wandlung des Ichs, welche den Charakter des Todes so erfolgreich dementieren und in sein Gegenteil verkehren.

Liegt es nicht nahe, auch in Shakespeares Anschauungen über Leben und Tod eine langsame, aber tiefgreifende Veränderung zu vermuten, die der hier dargestellten analog ist? „Hamlet“ ist nach dem Tode von Shakespeares Vater (1601) geschrieben. Alle Kindergefühle wurden durch diesen Tod wieder belebt, alle Kinderängste durch ihn wieder wach und wirksam. Jene Reflexionen über die Verwesung der Großen dieser Erde, die der Däne am Friedhof anstellt, spiegeln den unbewußten Triumph über den dahingegangenen Vater, aber auch die Sehnsucht nach ihm wieder. Ungefähr zehn Jahre später ist der „Sturm“ entstanden: der Dichter ist seiner Revolution müde geworden, der Ruhm, der ihm zufiel, sagt ihm nichts mehr. Er ist heimgekehrt nach Stratford und es ist etwas in seinem Wesen, das zeigt, daß er sich auf jene andere Heimkehr vorbereitet. Auch ihm verwandelt sich jetzt, da die Jugend geschwunden ist und er langsam und ahnungsvoll dem Frieden zuwandert, die Aussicht, die Ansicht des Endes. Schmerzlicher und müder klingt nun, was er phantasiert, alle Schärfe ist überwunden; sein Ton wird milde und voll Zärtlichkeit wie der alter, edler Geigen, die viel gespielt wurden. Es ist weniger ein Sieg über das Leben als ein Waffenstrecken vor ihm. Auch der eigene Tod wird nun willkommen geheißen: Tod heißt nun nicht mehr das schrecklichste Schicksal, das gefürchtetste Ende aller Dinge. Kinder waren ihm geboren worden; die Tochter ist bereits heiratsfähig; er hat sein Haus bestellt. Er selbst, dem Vater und den Vätern nähergerückt, fühlt kaum mehr etwas viel von jenem Trotz und jener Erbitterung gegen die Autoritäten, welche den Vater vertraten. Er sieht, selbst in die Situation des alternden Vaters hineinwachsend, nun auch den Vater anders, da er ihn besser versteht. Alle Konflikte sind langsam abgeklungen und das Ende heißt nicht Triumph, sondern Resignation¹. Aus solchen Quellen strömen, so meine ich, die Gefühle, die in jenem schönen Bilde in Ariels Gesang ihren Ausdruck fanden.

Ergriffen und ergeifend hatte der Dichter seinen Epilog geschrieben. Ein wehes Abschiednehmen ist in ihm und neben aller Ruhesehnsucht, allem zärtlichen Verzicht eine letzte menschliche Schwermut, ein Wissen um die Einsamkeit vor dem Ende. Die Versöhnung mit dem Vater ist vollzogen. Der Tod ist kein Schreckbild mehr: „ich komm' nicht, um zu strafen“.

Es ist nur wie ein letzter Nachklang jener Gedanken, die Hamlet einst beschäftigt haben, wenn der Dichter in der selbstgewählten Grabschrift den segnet, der sein Gebein ruhen läßt, dem flucht, der seinen Staub stört. Wie jene

1) Hanns Sachs hat in seiner gehaltvollen Studie über den „Sturm“ („Gemeinsame Tagträume“. Wien und Leipzig 1922 S. 181) diese Stimmung Shakespeares in schönen Worten geschildert: „Die Puppen hängen schon in schlaffen Drähten, denn der Puppenspieler geht bald zur Ruhe“.

zwanghaften Überlegungen des Dänenprinzen zeigen, haben Shakespeares unbewußte Wünsche einst selbst das gehaßte Objekt über das Grab hinaus verfolgt. Es klingt wie der Ausdruck von unbewußter Vergeltungsangst, was er nun für den eigenen Leichnam erbittet.

*Good friend, for Jesus sake forebear
To digg the dust enclosed here
Blest be the man, that spares thes stones
And curst be he that moves my bones.*

IV

Der Vergleich der Gedankengänge Hamlets und der Phantasien jener Zwangskranken kann uns auch die Ähnlichkeiten der Struktur beider psychischer Gebilde zeigen. Jenes zwanghafte Bis-Ans-Ende-Verfolgen einer Entwicklung in der Phantasie findet sich in den so häufigen Grübeleien dieser Affektion immer wieder. Dabei erscheint es nicht wesentlich, ob die Gedanken den Weg der Dinge nach vorwärts oder rückwärts verfolgen. Man vergleiche etwa jene konsequente gedankliche Verfolgung des Leichnams des großen Alexanders bis zur Endphase, da sein Staub ein Bierfaß verstopft, mit dem ähnlich aufgebauten Delir eines Zwangskranken. Der Patient hatte auf einem Plakat auf der Straße eine Reklamezeichnung für die österreichische Zigarettensorte „Sphinx“ gesehen. Auf jenem Bilde ist die ägyptische Sphinx dargestellt, die in ihren Pranken eine Zigarettenschachtel hält. Der Kranke beschäftigt sich nun in einem Tagtraum mit folgender, zwanghaft betonter Gedankenkette: auf jener Zigarettenschachtel, welche die Sphinx von Gizeh auf der Reklametafel vor sich hat, sieht man deutlich genug das Bild derselben Sphinx, die eine Zigarettenschachtel in ihren Klauen hält. Auf dieser Miniaturzigarettenschachtel der kleinen Sphinx müßte noch eine kleinere Sphinx erscheinen usw. Er bemüht sich, die Reihe weiter zu verfolgen. Man erkennt leicht die Ähnlichkeit dieser zwanghaften Gedankenbildung mit den unaufhörlichen Fragen der Kinder in jener Phase, in der das Rätsel der Geburt ihr Gemüt beschäftigt. In Verbindung mit diesen Fragen taucht auch fast regelmäßig in einem späteren Entwicklungsstadium die Frage des Todes auf.

Die innige Verlotung beider Begriffe findet sich auch in den Kosmologien der antiken und primitiven Völker. Auch dort entsteht aus dem Körper eines großen Gottes oder eines gewaltigen Helden eine Welt. Aus seinen Teilen formt sich der Himmel und die Erde. Der tote Riese Ymir der Edda liefert den Stoff zum Weltbau: aus seinem Fleisch wird die Erde erschaffen, aus seinen Beinen werden die Berge gebaut, seine Hirnschale verwandelt sich in den Himmel und sein Schweiß in einen See. Nach indischer Sage wird das Urwesen Puruscha von

den Göttern geopfert: aus seinem Gehirn ersteht das Meer, sein Atem wird zum Äther, seine Füße werden zu Erde; aus seinen Armen werden Krieger erschaffen. Varuna verwandelt sich ebenso in die Schöpfung: seine Augen strahlen nun als Sonne und Mond usw. Spuren derselben zeitlichen und ursächlichen Abfolge vom Mord eines Gottes und von Weltentstehung sind in den babylonischen, ägyptischen, chinesischen, orphischen Kosmogonien erkennbar. Sie erscheinen als Nachklang jener aller Erinnerung entzogenen, gewaltigen Tat des Vaternordes, dessen psychische Reaktion einst zu den großen Bildungen der Gemeinschaft führte. Dieselbe Vorstellung, welche in diesen Weltentstehungssagen auftaucht, hat in dem Gesang Ariels bei Shakespeare ihren idealisierten Ausdruck gefunden.¹

An sich wenig bedeutsam, hat uns jener kleine Fund zu einem Vergleiche geführt, der dieselbe affektbesetzte Vorstellung im mythischen Denken einer lange verklungenen Vorzeit, in der dichterischen Phantasie und in der neurotischen Gedankenbildung zeigt. Die letzte Auswirkung dieser Phantasie aber weist in das religiöse Gebiet. In ihnen allen steigt die innigste Zärtlichkeit und Bewunderung aus den Tiefen feindlicher und grausamer Impulse auf.

Wir haben nicht vergessen, daß es dieselben unbewußten Regungen sind, die in ihrer tiefgehenden, seelischen Reaktion zu dem Glauben führten, daß den Überresten verehrter und geliebter Menschen Wunderkräfte eignen. So werden Relikte zu Reliquien.

Der Widerstand gegen die Psychoanalyse

Von

Robert Hans Jokl

Die „Wiener Medizinische Wochenschrift“ (Verlag Moritz Perles, Wien) feiert jetzt das 80. Jahr ihres Bestandes. Der zu diesem Anlaß herausgegebenen Festnummer entnehmen wir mit Genehmigung des Verlages und des Autors folgenden Beitrag.

Seit ihrem Bestand hat die Psychoanalyse nicht aufgehört, im Mittelpunkt lebhafter Diskussion zu stehen, die sich teils mit ihrem methodischen oder therapeutischen Wert, teils mit einer sachlichen oder affektiven Kritik ihres Erkenntnismaterials befaßt. Als im Jahre 1910 Bleuler in seiner Schrift:

1) Freud hat Ariels Lied als Spur einer unbewußten Erinnerung an den Vaternord der Urzeit angeführt. („Totem und Tabu“, Ges. Schriften Bd. X.)

„Die Psychoanalyse Freuds, Verteidigung und kritische Bemerkungen“¹ gegen das zünftige Pharisäertum autoritativ Stellung nahm, fand er sich einer geschlossenen Gegnerschaft gegenüber, von der er mit Recht behaupten konnte, daß sie „mehr affektive Einwände als logische Gründe“ in die Polemik hineinzutragen hatte. Manches an der Situation und Stellung der Psychoanalyse in der Wissenschaft hat sich seither entscheidend geändert. Der kompetente Kreis ihrer grundsätzlichen Gegner ist auf ein Minimum zusammengeschmolzen, sie hat trotz aller Gegenwehr auf weite medizinische und außermedizinische Wissensgebiete und unaufhaltsam auch auf das Leben selbst befruchtend gewirkt und die Psychologie jeder Richtung rechnet mit ihr als einem gegebenen, nicht mehr wegzudenkenden Faktor. Trotzdem ist nicht zu leugnen, daß die Widerstände gegen die Lehre Freuds noch lange nicht verstummt sind, daß sich immer noch Anlässe finden, sie als widerlegt, erledigt oder überwunden zu erklären, daß ihr Gegenströmungen aller Art erwachsen und daß ihr, wo sachliche und logische Einwände nicht hinreichen, mit dem scheinwissenschaftlichen Rüstzeug ästhetischer und ethischer Bedenken an den Leib gerückt wird. Wer die Entwicklung der psychoanalytischen Bewegung² mitgemacht und objektiv beobachtet hat, kann sich über das Wesen dieser scheinbaren Unverträglichkeit nicht im Unklaren sein. Was sich verrückt hat, ist der Inhalt des Widerstandes und der Boden, auf dem er sich abspielt. Während heute der Erkenntniswert der Methode und ihrer Forschungsgrundlagen kaum mehr ernstlich in Zweifel gezogen wird, gilt der Widerstand umso mehr gewissen partiellen Ergebnissen und insbesondere der therapeutischen Anwendbarkeit. Warum er sich auf diesen Gebieten so hartnäckig erhält und auswirkt, soll im folgenden kurz erörtert werden. Die Raumbeschränkung macht es erforderlich, daß die Gründe keineswegs erschöpfend dargestellt werden können und der Tendenz dieser Zeilen gemäß im wesentlichen dem Verständnis und der Aufklärung des Praktikers Rechnung tragen.

Schon die Tatsache, daß die therapeutische Wirksamkeit der Psychoanalyse vom Arzt heute durchschnittlich genau so angezweifelt oder negiert wird wie ehemals, gibt zu denken. Der Psychoanalytiker behauptet Erfolge zu haben, Erfolge, die die der herkömmlichen Neurosentherapie nicht nur erreichen, sondern sie übertreffen. Für ihn nimmt die Psychoanalyse eine Sonderstellung ein; sie setzt sich nicht die Bekämpfung des Symptoms zum Ziel, sondern soll durch Umgestaltung der Persönlichkeit und gesamten seelischen Konstitution (Charakteranalyse) die Neurosebereitschaft auf das praktisch erreichbare Minimum herabsetzen, also im Gegensatz zu den anderen psycho-

1) Jahrb. f. psychoanalyt. u. psychopatholog. Forsch., II. Bd. Wien 1910.

2) Vgl. Freud: Zur Geschichte der psa. Bewegung. 1914. Ges. Schr., IV. Bd.



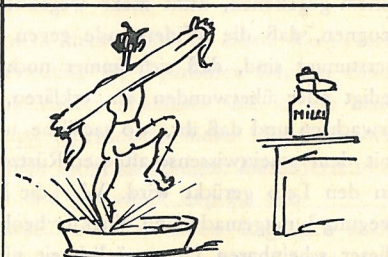
Nehmen Sie Brom!



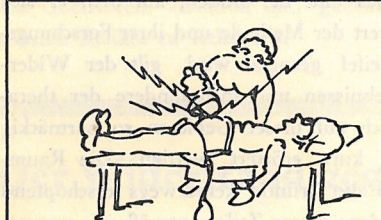
Herr! das ist Magen-neurose.



Im Sanatorium.



Selbstbehandlung.



Elektro-Therapie



Landaufenthalt



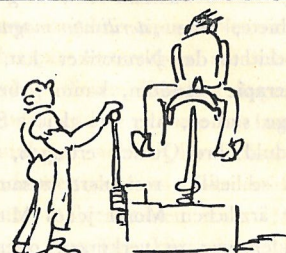
Diagn. Gedärmeverschlingung



Arzt: Geh'n's zur psychiatr. Klinik



Urteil: 1 Jahr Sanat. Steinhof



Zander-Reiten



ENDLICH EINE BESSERE HEILANSTALT.



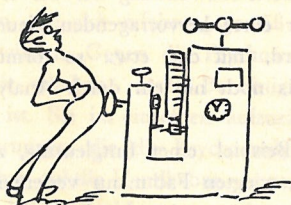
VORTRÄGE ÜBER SEELENKUNDE



Wieder Wasser.



Therapeutisches Korbflechten



Bauchmassage



Endlich eine Hilfe.....

therapeutischen Verfahren nicht symptomatisch, sondern ätiologisch und prophylaktisch wirksam sein, vergleichbar dem Ideal Ehrlichs auf körperlichem Gebiete, eine „*sterilisatio magna*“ der Seele. Wer Augen für die Leidensgeschichte der Neurotiker hat, die oft ein Leben lang von Therapie zu Therapie wandern, kaum gebessert wieder rückfällig werden, neue Heilungswege suchen, hier das gleiche Schicksal erleiden und mit mehr oder weniger Geduld ihre Qualen ertragen, vergebens Opfer an Zeit und Geld bringen, um schließlich resigniert zusammenzubrechen, der müßte vom Standpunkte der ärztlichen Moral jedes Mittel begrüßen, das eine Aussicht bietet, diesen Leidensweg zu verkürzen oder glücklich zu beenden.

Es sei auf die hier wiedergegebene karikaturistische Selbstdarstellung der jahrelangen Irrfahrten eines Neurotikers verwiesen, der erst durch die Analyse von einer schweren Zwangsneurose, die ihn auch der Fähigkeit der Ausübung seiner Kunst beraubt hatte, befreit wurde. (Dem Künstler sei für die Überlassung dieser instruktiven Bilderserie bestens gedankt.)

Die Botschaft wird gehört, aber der Glaube fehlt. Zunächst an die Neurose selbst. Noch immer mangelt dem unter anderen Voraussetzungen ausgebildeten Arzt das Verständnis für das neurotische Symptom als Krankheitserscheinung. Dazu gesellen sich andere Schwierigkeiten. Die Kenntnis von der Psychoanalyse beschränkt sich in der überwiegenden Mehrzahl auf mißverständene Schlagworte und tendenziöse Ansichten, die aus der Frühzeit ihres Entwicklungsganges stammen und unter dem Eindruck dieses Vorurteils niemals einer ernstlichen Korrektur unterzogen werden. Die sich anbietenden Gelegenheiten, Kurse und das Studium orientierender Schriften, werden gemieden und wie sollte selbst ein unbefangener Beurteiler zu einer verlässlichen Einstellung gelangen, wenn es sich noch vor wenigen Jahren ereignen konnte, daß in demselben Hefte einer vielgelesenen, für den Praktiker bestimmten Zeitschrift, in dem die Psychoanalyse in einem Referate von einem maßgebenden Kliniker als die einzige in Betracht kommende Behandlungsform der Zwangsneurose hingestellt wird, vor ihrer Anwendung bei der Zwangsneurose in einem anderen aus der Feder eines hervorragenden Neurologen stammenden Artikel dringend gewarnt wird, mit der etwa so formulierten Begründung, es wäre ihm in seiner Praxis noch nie ein durch Analyse geheilter Zwangsneurotiker begegnet.

Abgesehen von diesem bezeichnenden Beispiel einer Entgleisung, zu der eine prinzipielle Einstellung selbst einen gewiegten Fachmann verleiten kann, drängt sich die Frage auf, wie solche Gegensätze der Anschauung möglich sind. Zum Teil ergeben sie sich aus der Neuroseinschätzung überhaupt, zum Teil aus den Anforderungen, die man an die psychoanalytische

Therapie zu stellen scheint. Es wird tatsächlich dem Außenstehenden besonders schwer gemacht, sich ein objektives Bild von den Heilerfolgen der Psychoanalyse zu machen, weil niemand gerne zugibt, einmal Neurotiker gewesen zu sein und sich einer solchen Therapie unterzogen zu haben. Schon während der Behandlung wollen es viele dieser Kranken ängstlich vermeiden, von anderen gesehen zu werden oder andere wissen zu lassen, daß sie bei einem Psychoanalytiker in Behandlung stehen. Der Neurose haftet eben der Makel einer besonderen Minderwertigkeit an, man schämt sich ihrer, fühlt sich mißverstanden, weil man mißverstanden wird. Man denke nur an die herkömmliche Bewertung der Hysterie. Hier hätte der Arzt viel Aufklärungsarbeit zu leisten, zu der er aber — man gestehe es offen — vielfach erst selbst erzogen werden müßte. So war es den Gegnern auch möglich, die Erfolge der Psychoanalyse mit einem Maßstab zu messen, der sonst in der wissenschaftlichen Kritik nicht üblich ist. Man sammelte eifrig die Nieten und benützte sie schablonenhaft zur Widerlegung des Wertes der Therapie. Der Erfolge konnte man nicht habhaft werden und was man von ihnen erfuhr, wurde auf Zufälle und andere Einwirkungen zurückgeführt. Es bildete sich die Gepflogenheit heraus, von der psychoanalytischen Therapie vorauszusetzen, was man vernünftigerweise von keiner anderen Heilmethode fordert: Daß sie unbedingt wirksam sein müsse. Es sei hier nachdrücklich festgestellt: Die Psychoanalyse hat niemals für sich den Anspruch erhoben, innerhalb ihres Wirkungskreises leistungsfähiger zu sein, als man von einer medizinischen Therapie erwarten kann. Sie kennt wie diese Fehlschläge und Grenzen ihrer Wirksamkeit. Was sie auf Grund der Theorie und praktischen Erfahrung behauptet, ist, daß sie innerhalb ihres Indikationsbereiches wirksamer ist als andere Verfahren der Psychotherapie.

Die psychologischen Motive der gegen die Psychoanalyse mobilisierten Widerstände sind seit Bleuler von Freud¹ selbst und seiner Schule genügend erörtert worden. Es wäre noch auf einige äußere Momente hinzuweisen, die sich erfahrungsgemäß der Kenntnis des Außenstehenden vielfach entziehen. Gegen die Psychoanalyse werden methodische und sachliche Vorwürfe erhoben, deren Berechtigung zum Teil wenigstens nicht zu bestreiten ist. Sie im einzelnen aufzuzählen, würde zu weit führen. Den hohen Anforderungen, die die Psychoanalyse durch den bedeutenden Zeitaufwand, durch ihre subtile Handhabung an Arzt und Patient stellt, wird nicht immer und in jeder Hinsicht entsprochen, woraus mancher scheinbar begründeter

1) Freud: Die Widerstände gegen die Psychoanalyse, 1925. Vgl. auch „Selbstdarstellung“, Leipzig 1925. Beides ersch. in Ges. Schr., XI. Bd.

Widerstand erwächst. Es ist zu wenig bekannt, daß Vieles unter dem Namen „Psychoanalyse“ vor sich geht, was mit ihr entweder nichts zu tun hat oder Brocken von ihrem Tisch in eigenmächtiger Weise verwendet. Es kann nicht genug betont werden, daß die Psychoanalyse die Verantwortung für solchen Mißbrauch ihrer Methode¹ ablehnen muß. Dem Schöpfer dieses Namens und dieser Lehre kann wohl das Recht nicht abgesprochen werden, darüber zu entscheiden, wer als Vertreter seiner Anschauungen zu gelten hat und wer nicht. Zur Ausübung eines so schwierigen Verfahrens gehört neben der persönlichen Eignung ein gründlicher und langwieriger Lehrgang.² Hier gilt es, sorgfältig Spreu von Weizen zu sondern, dann wird mancher Einwand, manches Mißtrauen hinfällig werden, die heute noch gegen die Psychoanalyse, in Wirklichkeit gegen die kritiklose Wahl des Analytikers zu erheben sind.

Um den Tatsachen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, soll nicht verschwiegen werden, daß auch der Analytiker an den Mißdeutungen als nicht ganz unbeteiligt gilt, die die Analyse erfahren hat. Bei der ungemein gefährlichen Materie, insbesondere der Behandlung der so grundlegenden und wichtigen sexuellen Motive, denen so lange der Krieg gegen die Psychoanalyse gegolten hat, mag er bisweilen übersehen haben, daß er nicht mit den gleichen Voraussetzungen an den noch unanalysierten oder in Analyse befindlichen Patienten herantreten darf, mit denen er selbst diesen Fragen gegenübersteht. Allerdings ist es nicht immer sein Mangel an Takt, sondern oft Voreingenommenheit und böswillige Entstellung der anderen Seite, die ihm solchen Vorwurf eingetragen haben. Aber man darf gelegentliche Fehler des Einzelnen nicht für das Ganze verantwortlich machen. Hat man ernstlich den Willen zur Beachtung der Tatsachen und zu objektiver Orientierung, so wird Vieles in anderem Lichte erscheinen, was bisher unter dem Gesichtswinkel einer vorbestimmten Einstellung, mit einem „psychischen Skotom“, gesehen wurde oder nicht gesehen werden wollte. Heute, wo die Psychoanalyse die Wissenschaft durchdrungen und mit ihrer „Tiefenpsychologie“ zum großen Teil umgestaltet hat, ist es an der Zeit, daß sich auch der Arzt besinnt und sich dem neuen Geiste anpaßt, der ihm nur so lange remd erscheinen wird, als er sich ihm aus der eigenwilligen Angst vor dem Neuen und Ungewohnten sorgsam verschließt.

1) Freud: Über „wilde“ Psychoanalyse. 1910. Ges. Schr., VI. Bd.

2) Die Internationale Psychoanalytische Vereinigung hat in ihren Gruppen (auch in Wien) Lehrinstitute errichtet, die für die sachgemäße Ausbildung in der Psychoanalyse Sorge tragen.

Seelische Hintergründe der Trunksucht

Von

Arthur Kielholz

Dr. Arthur Kielholz, Direktor der Kantonalen Irrenanstalt Königsfelden (Aargau, Schweiz), hielt dieses Referat auf der I. Schweizerischen Reformierten Irrenseelsorgerkonferenz am 14. Oktober 1929.

Auf dem ersten nördlichen Chorfenster der Klosterkirche von Königsfelden, das der Darstellung der Legende der hl. Anna gewidmet ist, finden sich am untern Rande drei Szenen aus dem Alten Testament abgebildet, links diejenige des trunkenen Noah, der in seiner Hütte aufgedeckt lag, von seinem Sohn Ham so erblickt und dann von dessen Brüdern Sem und Japhet, die rücklings zu ihm hintraten, mit einem Mantel zugedeckt wurde. Ihr Angesicht war abgewandt, daß sie ihres Vaters Blöße nicht sahen. „Der Vater des Weines“ aber, als er von seinem Wein erwachte, und vernahm, was sein jüngster Sohn getan hatte, verfluchte ihn und seinen Stamm als Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern, während er diese lobte und segnete. (1. Mos. 9, 20—27.)

Das Alte Testament bringt somit die verschiedenen Schicksale der Menschenrassen zusammen mit der Trunksucht eines Patriarchen in grauer Vorzeit, und es liegt gewiß ein tiefer Sinn dieses Mythos auch darin, daß gerade der jüngste Sohn und dessen Nachkommenschaft am meisten unter dem väterlichen Fluch zu leiden hat.

Erinnern wir uns neben dieser Exhibitionsszene noch an eine nicht minder eindruckliche, die im 19. Kap. desselben Buches (30—38) geschildert ist. Lot befindet sich mit seinen beiden Töchtern auf der Flucht aus dem völlig vernichteten Sodom und Gomorra, allein übrig geblieben, und rastet mit ihnen in einer Höhle. Sie geben ihm Wein zu trinken und schlafen bei ihm. Und sie legten sich zu ihm, und er ward's nicht gewahr, und also wurden die beiden Töchter schwanger von ihrem Vater. Von den Söhnen, die diesem Inzest entsprossen, stammten die Moabiter und Ammoniter, götzendienerische Nachbarn des auserwählten Volkes, minderwertige, von ihm unterworfenen Stämme.

Königsfelden ist, wie Sie alle wissen, aufgebaut auf, zum Teil mit den Trümmern des alten römischen Legionslagers Vindonissa. Mein Vorgänger im Amte entdeckte an der gegen die Aare abfallenden nördlichen Böschung,

dem sog. Schutthügel, die Abfallsammelstelle dieses Lagers, aus deren wohl erhaltenen Kleinfunden das Vindonissamuseum in Brugg zum größten Teil seinen Inhalt erhalten hat. Aus diesen Kleinfunden sind von einem deutschen Archäologen, Prof. Löschcke, speziell die reichlich vorhandenen Ampeln und Ampelfragmente in einem prächtig illustrierten Bande wissenschaftlich zusammengestellt worden. Daß sich nun unter den mannigfachen plastischen Szenen, mit denen fast jedes dieser Ampelchen verziert war, auch solche geschlechtlichen Inhalts fanden, erscheint nicht weiter verwunderlich, warum sollte sich der römische Legionär daran nicht ebenso ergötzt haben wie an Kampfszenen oder an der Darstellung von Göttern, Helden und Tieren? Wenn wir aber die Zusammenstellung dieser erotischen Ampelbilder genauer betrachten, so fällt uns auf, daß sich unter den 15 Darstellungen nur eine einzige findet, auf welcher der normale Geschlechtsakt abgebildet ist; auf allen übrigen finden sich perverse Stellungen, z. T. sodomitische Akte. Ich habe aus dieser Eigentümlichkeit, welche zeigt, daß der Legionär an solchen Perversitäten eine besondere Freude hatte, den Schluß gezogen, der vielleicht auf den ersten Blick etwas gewagt erscheint, daß im ersten Jahrhundert nach Christus schon in der Schweiz unter den damaligen Legionen die Trunksucht herrschte. Und dieser Schluß ist durch die Forschungen des früheren Hofmeisters von Königsfelden, Franz Ludwig v. Haller, der am Anfang des 19. Jahrhunderts ein Buch über Helvetien unter den Römern herausgab, bestätigt worden. Er zitiert nämlich das Edikt des Kaisers Domitian, welcher in den Jahren 81—96 regierte, das den Helvetiern und Galliern den Weinbau untersagt. Er habe nicht ohne Grund geglaubt, die öfters vorkommenden Verschwörungen bei den in Gallien liegenden Legionen würden meist beim Wein und bei den Trinkgelagen ausgesponnen.

Neuere Forschungen haben ergeben, daß in Vindonissa speziell auch der phrygische Weingott Sabazius verehrt wurde.

Wir haben u. E. mit diesen beiden Daten, der Noahszenen auf dem Glasfenster der Klosterkirche und den erotischen Bildchen auf den Ampeln von Vindonissa einen Hintergrund der Trunksucht wenigstens angedeutet, den wir den historischen nennen möchten. Legrain, der Chefarzt der Irrenanstalten des Seinedepartements, umschreibt ihn in seiner imposanten Darstellung der großen sozialen Betäubungsmittel mit den Sätzen: Die Liebe zum Gift ist eine Krankheit der Menschenrasse, der Alkoholismus eine Pandemie; eine Sucht, möchten wir hinzufügen, die sich bis an die dunklen Grenzen der menschlichen Geschichte zurückverfolgen läßt.

Wenn eine Seuche eine Gegend ergreift, werden nie sämtliche Bewohner

davon ergriffen. Es gehört eine gewisse Disposition dazu, damit das Contagium seine Wirksamkeit entfalten kann. So verhält es sich auch mit dem Alkoholismus; und wir wissen, daß ihm in erster Linie solche Menschen verfallen, welche in dieser Hinsicht erblich belastet sind. Bleuler fand in 50—70% der Fälle Alkoholismus des Vaters, Rybakoff in 66%, Kräpelin in Heidelberg in 37% Trunksucht der Eltern. Die Zahlen scheinen je nach dem Material, das der Statistik zugrunde gelegt wurde, stark zu variieren, denn Binswanger findet bei seinen Fällen Alkoholismus des Vaters nur in 17%, der Mutter in 8%, Ziffern, die er selber als außergewöhnlich niedrig bezeichnet. Eine wie bedeutsame Rolle die Vererbung auf jeden Fall spielt, haben die erst kürzlich veröffentlichten Forschungsergebnisse von Julius Lange an einigen kriminellen Zwillingen bewiesen, wo vielfach das Schicksal, auch wenn beide früh auseinander kamen und in eine ganz verschiedene Außenwelt versetzt wurden, eine ebenso frappierende Ähnlichkeit aufwies, wie die äußere Körpergestalt.

Damit sind wir in die Nähe jener Untersuchungen und Beobachtungen gelangt, die in den letzten Jahren in der Psychiatrie und ihren Nachbarwissenschaften wohl am meisten Aufsehen erregten und mit zu den bedeutendsten zählen, ich meine die, welche von Kretschmers grundlegendem Werk „Körperbau und Charakter“ ihren Ausgang genommen haben. Sie alle haben schon davon gehört, und ich möchte an dieser Stelle nur darauf hinweisen, daß die Übereinstimmung von äußerer und innerer Wesensart des Menschen sich auch in seinem Verhältnis zur Sucht, speziell zur Trunksucht äußert. Schon Kretschmer selber hat das in seinem genannten Werk angedeutet, und verschiedene Autoren sind seither den Beziehungen zwischen Körperkonstitution und Alkoholismus genauer nachgegangen. So hat Pohlisch bei der Untersuchung von 75 typischen Fällen von Delirium tremens, die in der Charité in Berlin in den Jahren 1921—25 beobachtet wurden, festgestellt, daß nur 6 mal Psychopathie und 1 mal epileptoider Anlage bestand, und daß es sich besonders um Cyclothyme handelte, daß keine cerebrale oder andersartige körperliche Anlageschwäche bei ihnen als notwendig vorausgesetzt werden mußte, bei der es eher zu pathologischen Rauschen, Dämmerzuständen und Halluzinosen komme. S. G. Jislin berichtet über ein Material von ambulant behandelten, schweren langjährigen Schnapstrinkern, Moskauer Fabrikarbeitern, Handwerkern und Angestellten. Von 139 gut durchgearbeiteten Fällen waren 49 Syntone (= Cyclothyme), 90 Schizoide. Dipsomane und exogene Komplikationen wie Lues, Hirntrauma, Komplikationen mit Kokainismus wurden nicht mitgerechnet. Bei den Schizoiden zeigte sich viel früher eine Wesensänderung, gesteigerte Reizbarkeit,

Neigung zu deliranten, pathologischen Räuschen, häufiger passagere, isolierte Gehörstäuschungen bei erhaltenem Bewußtsein mit mehr oder weniger ausgeprägter Wahnbildung. Bei den Syntonen waren mehr flüchtige, optische Halluzinationen zu beobachten, die nicht als abortives Delirium aufzufassen seien; auch bestehe bei ihnen keine Tendenz zu Verfolgungs- und Beziehungsideen. Die schizoide Konstitution hat eine größere Affizierbarkeit gegenüber dem Alkohol.

Die vererbte körperliche Konstitution des Menschen bildet somit eine Grundlage, welche einer allfälligen Trunksucht des betreffenden Individuums eine bestimmte Ausprägung verleiht. Wir möchten sie als den Hintergrund des Blutes bezeichnen. Wir dürfen dabei gewiß nicht außer Acht lassen und die Psychoanalyse hat immer wieder darauf hingewiesen, daß zum mindesten ebenso wichtig wie die Faktoren der Vererbung und der Konstitution die Erlebnisse und Eindrücke der frühesten Jugend sind. Die psychoanalytische Ichpsychologie lehrt uns, daß das Über-Ich durch Introjektion des Vaters entsteht, welche die ursprüngliche Identifikation des kleinen Knaben mit dem Vater fortsetzt. Wenn dieser Vater nun ein sadistischer Potator ist, so entsteht so bei Überwiegen der Identifikation eine Kopie des süchtigen Tyrannen, beim Gelingen der Introjektion ein von einem überstrengen Gewissen geplagter, von Schuldgefühlen gepeinigter Neurotiker, der nur zu häufig wieder im Rausch eine Lähmung dieser ihn quälenden Instanzen sucht.

Als am Ende des Weltkriegs überall Grippeepidemien aufflammten und gleich der mittelalterlichen Pest die Menschheit dezimierten, brachten sie als unheimlichen Begleiter die Schlafkrankheit mit sich. Deren Studium zwang die Wissenschaft zur Revision ihrer Auffassung des ganzen Schlafproblems. Es zeigte sich, daß der Schlaf innerhalb der Ganzheit des Lebens eine Selbständigkeit besitzt mit eigenen Gesetzen, verwaltet vom Schlafsteuerungszentrum. Es zeigte sich, daß die Auffassung Freuds vom Schlaf völlig übereinstimmt mit den Ergebnissen der biologischen Betrachtung. Sie lautet mit seinen eigenen Worten:

„Unser Verhältnis zur Welt, in die wir so ungern gekommen sind, scheint es mit sich zu bringen, daß wir sie nicht ohne Unterbrechung aushalten. Wir ziehn uns darum zeitweise in den vorweltlichen Zustand zurück, in die Mutterleibsexistenz also.

Die biologische Tendenz des Schlafs scheint also die Erholung zu sein, sein psychologischer Charakter das Aussetzen des Interesses an der Welt.

Wir schaffen uns wenigstens ganz ähnliche Verhältnisse wie sie damals bestanden: warm, dunkel und reizlos. Einige von uns rollen sich noch zu einem engeren Paket zusammen und nehmen zum Schlafen eine ähnliche Körperhaltung wie im Mutterleibe ein.

Es sieht so aus, als hätte die Welt auch uns Erwachsene nicht ganz, nur zu zwei Dritteln; zu einem Drittel sind wir überhaupt noch ungeboren. Jedes Erwachen am Morgen ist dann wie eine neue Geburt . . .“

Und wie im Schlaf, so findet auch im Traum, den Freud als Hüter des Schlafes auffaßt, eine Rückkehr, eine Art Reflexumkehr statt. Die Bilder- rätseltechnik des Traums ist eine archaische Darstellungsweise. Die Traum- arbeit macht den Vordergrund des wach aufgenommenen Weltbildes zum Hintergrund und entmischt aus dem Hintergrund des wacherlebten Welt- bildes farben- und figurenreiche Teilkomponenten als Traumbilder; diese bilden nun den Vordergrund des Seelenlebens im Schlaf, soweit sich dieses in den anschaulichen Traumgebilden ausdrückt. Die Freud'sche Theorie, daß es ein unbewußter Wunsch sein müsse, zu dessen Darstellung der Traum- inhalt umgebildet werde, führt ins Infantile hinüber. Auch hier würde somit eine Umkehrung der Wegrichtungen des Wachlebens festzustellen sein, das vorwiegend auf die Zukunft eingestellt ist.

Der Zusammenhang dieser Forschungen und Hypothesen mit unserem Thema wird Ihnen sofort klar werden, wenn ich Ihnen mitteile, daß sich beim Delirium tremens gewöhnlich krankhafte Veränderungen in derselben Gegend des Gehirns aufzeigen lassen, wo das Schlafsteuerungszentrum seinen Sitz hat, und von wo bei der Encephalitis lethargica (Schlafkrankheit) traum- hafte Delirien ausgelöst werden. Ich habe vor einigen Jahren den Versuch gemacht, die Wahnerlebnisse und Halluzinationen eines Alkoholdeliranten wie einen Traum oder eine Traumserie zu analysieren, indem ich den Kranken aufforderte, nachdem das Delirium abgelaufen und er wieder klar geworden war, den Inhalt des Delirs schriftlich zu fixieren und dann seine Einfälle dazu sammelte. Es zeigte sich dabei, daß vielfache Wurzeln bis zu Kindheitserlebnissen zurückreichten.

Es ist allgemein bekannt, daß speziell pathologische Rauschzustände sich dadurch auszeichnen, daß sie mit einem tiefen Schlafe abschließen, dem eine scheinbar völlige Amnesie (Erinnerungslosigkeit) für die Rauscherlebnisse folgt. Robert Stern ist es gelungen, in Hypnose bei $\frac{2}{5}$ seiner Patienten diese Amnesie wieder aufzuhellen, und er hat daraus den Schluß gezogen, daß die organischen Faktoren nicht bewirken können, daß Gedächtnis- material zugrunde geht, daß vielmehr nach ähnlichen Grundsätzen, wie bei der Neurose, Verdrängungsmechanismen einsetzen, und daß schließlich alles, was im pathologischen Rausch erlebt wird, mit der präpsychotischen Per- sönlichkeit, ihrem aktuellen Erleben irgendwie zusammenhängt. Er fordert deshalb auch, daß pathologische Rausche forensisch nicht anders beurteilt werden dürfen als Amnesien, die von hysterischen Dämmerzuständen her-

rühren. Schilder nimmt sogar an, daß bei der Korsakoff'schen Psychose, die nach schwerem Alkoholismus auftritt und bei der das Gedächtnis oft völlig versagt, das scheinbar Vergessene Spuren hinterlassen hat. Aber nicht nur beim Alkoholdeliranten und bei demjenigen, der pathologische Rausche erlebt, sondern bei jedem Trunksüchtigen findet mehr oder minder ausgesprochen, mehr oder minder erwünscht und gewollt, mehr oder minder bewußt diese Rückkehr in Schlaf und Traumerleben und damit in archaische Stadien, wenn Sie wollen, in die Mutterleibssituation statt. Simmel führt seine psychoanalytische Kur von Süchtigen in der von ihm gegründeten Klinik in Tegel bei Berlin in einem bestimmten Stadium im Bett durch mit einer Privatpflegerin, um so ihrer letzten unbewußten Sehnsucht nach der Mutter zu entsprechen, und versucht dann diese Situation durch die Analyse aufzulösen. Er vertritt die Auffassung, daß nicht nur das Bett, sondern die ganze Klinik mit ihrem Abschluß von den Sorgen und Konflikten der Außenwelt diesen ersehnten Mutterleib symbolisiere und erinnert an Thomas Manns „Zauberberg“, dem eine ähnliche Bedeutung zukomme. Sofern sich Trunksüchtige aus der Kategorie verwöhnter und verzärtelter Muttersöhnchen rekrutieren, die den Anforderungen der rauhen Wirklichkeit sich nicht gewachsen erweisen, werden wir bei der Untersuchung und Behandlung diesen Hintergrund des Schlafes und Traumes wohl zu berücksichtigen haben.

Goethe läßt seinen Faust, nachdem er in Auerbachs Keller mit den Studenten Trinkgelage abgehalten, nachdem er in der Hexenküche den Zaubertrank genossen, nach dem Liebesrausch und der Tragödie mit Gretchen und nachdem er an des Kaisers Hof den Karneval mitgefeiert, zu den Müttern hinuntersteigen.

Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit.
Der Weg zu ihnen: in Unbetretene
Nicht zu Betretende, ein Weg ans Unerbetene,
Nicht zu Erbittende.
Nicht Schlösser sind, nicht Riegel wegzuschieben,
Von Einsamkeiten wirst umhergetrieben.

Mephisto gibt ihm, um zu ihnen zu gelangen, einen Schlüssel in die Hand, der darin wächst, leuchtet und blitzt. Fest ihn fassend, fühlt Faust neue Stärke. Er gelangt im tiefsten, allertiefsten Grund zu einem glühenden Dreifuß, umschwebt von den Bildern aller Kreatur, und muß denselben berühren mit dem Schlüssel in großer Gefahr.

Die Symbolik dieser Szene erscheint uns klar und als tiefstes Motiv aller Introversion, d. h. aller Versenkung und traumhaften Rückkehr in die Ur-

zeit und in unbekannte Tiefen den Inzest mit der Mutter zu deuten. Als Inzest mit der Mutter erweist sich bei der Analyse immer wieder das tiefste Erlebnis aller Mystiker, die Unio mystica, und die Religionsgeschichte zeigt uns, daß dieses Erlebnis immer wieder im Bilde des Rausches dargestellt worden ist. Dafür nur ein Beispiel. Dschelal Eddin Rumi, Persiens größter sufischer Dichter, sang:

Wenn der Trunkene aus der Schenke sich verirrt,
Spott und Spiel des Kinderschwarms sogleich er wird.
Tritt vor Tritt in Kot er und in Pfützen fällt,
Drob ein laut Gelach' erhebt die Narrenwelt.
Er vorangeht und die Kinder hinterdrein,
Jeder lacht, der selbst noch nicht geschmeckt den Wein.
Gleichfalls tritt verlacht der Trunkne Gottes her,
Hinter ihm geht spottend nach der Kinder Heer.
Der Prophet sagt: Diese Welt ist Kinderspiel,
Und der Kinder, die da spielen, ach wie viel!
Aller Streit und Kampf der Welt ist Kinderwerk,
Schnell vorüber, sonder Ursach, sonder Stärk. (Söderblom S. 67)

Dürfen wir es wagen, auch von einem religiösen Hintergrund der Trunksucht zu sprechen?

Das spezifisch ätiologische Moment der Trunksucht (übrigens auch das des Rauchens,) sucht die Psychoanalyse auf dem Gebiete der Oralerotik. Ein besonders kräftiges Motiv zum Trinken bringen nach Freud diejenigen mit, bei denen die erogene Bedeutung der Lippenzone in der Kindheit konstitutionell verstärkt war und bei denen diese erogene Bedeutung erhalten geblieben ist. Wie bekannt, faßt er das beim Säugling auftretende Ludeln oder Lutschen schon als eine sexuelle Betätigung auf. Der Säugling, der sich an der Mutterbrust vollgesogen hat, zeigt die Erscheinungen eines alimentären Orgasmus. Radó, der versucht hat, eine psychoanalytische Theorie der Süchte aufzustellen, weist darauf hin, daß die Rauschgifte in der Heilkunde verwendet werden, um Hilfe und Lust zu bieten, Hilfe durch schmerzstillenden Reizschutz nach innen, und Lust durch Schaffung eines Orgasmus, der im Unterschied zu der steilabfallenden Kurve des genitalen Orgasmus in langgestreckter Kurve verläuft. Sobald nun ein toxischer Rausch zum Sexualziel geworden ist, so ist das Individuum der Sucht verfallen. Der ganze periphere Sexualapparat wird dabei umgangen, der Reiz wirkt wie ein Kurzschluß auf das Zentralorgan. Es findet so eine Unterminierung der Potenz statt, eine Abwendung von den realen Liebesobjekten und damit eine Lockerung der Beziehungen zur Realität überhaupt. So kommt es zur Regression zu erotischen Bestrebungen der Vorzeit, letzten Endes zur Oralerotik des Säuglings. Die Übertonung der Mundzone kommt aber beim

Trinker nicht nur darin zum Ausdruck, daß er sich mit diesem Organ die Lust verschafft — im Gegensatz etwa zum Morphinisten, der seiner Sucht mit der Spritze fröhnt oder dem Cocainisten, der sein Gift mit Vorliebe schnupft, — sondern in den Großsprechereien, der Neigung zum Schwatzen und Prahlen, dem Drang, sich als Redner und Sänger zu produzieren, der in der Logorrhoe und dem wüsten Gebrüll des Betrunkenen schließlich sein krasses Zerrbild findet.

Wir können die Frage aufwerfen, wieso der Trinker zu seiner konstitutionell verstärkten erogenen Bedeutung der Lippenzone kommt und wieso er mehr als der später nüchtern Bleibende am Lutschen Freude hat. Zur Antwort verhilft uns vielleicht die vom bekannten Basler Physiologen Bunge beobachtete Erscheinung, daß die Töchter von Trinkern — wir werden später hören, daß solche mit Vorliebe wieder Trinker ehelichen und so Mütter von Trinkern werden können — nicht mehr genügend imstande sind, ihre Kinder zu stillen. Ist es eine allzu kühne Vermutung anzunehmen, daß durch die erhöhte Mühe, an der mangelhaft fließenden und bald versiegenden Quelle sich Nahrung zu verschaffen, jene unersättliche Gier gepflanzt wird, mit der später der Mund des Trinkers nach Rauschgetränken verlangt?

Der Schöpfer der Psychoanalyse hat durch seine Forschungen das Märchen von der reinen, unschuldigen Kindheit zu einer Fiktion gestempelt, die von den Eltern geschaffen wurde, weil sie an ihren Sprösslingen alles zu übersehen pflegen, was nicht zu diesem Idealbild paßt. Er hat den Satz aufgestellt, daß das Kind polymorph pervers sei; d. h. daß alle die sexuellen Triebabirrungen, welche der Kulturmensch verpönt und durch eine jahrtausendlange Erziehung vom Wilden zur heutigen Zivilisation fortschreitend verdrängt und teilweise sublimiert hat, beim Kinde noch vorhanden und dem unbefangenen Beobachter in vielfachen Äußerungen erkennbar seien. Das kleine Kind hat in einem gewissen Alter Freude an seinem eigenen Körper und daran, sich schamlos zu entblößen, Tiere zu quälen, den gleichgeschlechtlichen Elternteil und seine Geschwister in eifersüchtiger Weise zu beneiden und zu plagen, es zeigt in einem gewissen Alter eine unverkennbare Vorliebe zum eigenen Geschlecht, und erst der Einfluß der Kinderstube, des Kindergartens und der Schule macht aus ihm ein schamhaftes, verträgliches Wesen, das zudem oft erst einige Zeit nach der Pubertät eine entschiedene und als normal taxierte Neigung zum andern Geschlecht aufweist. Der Alkohol aber hebt alle die durch die Erziehung geschaffenen Verdrängungen auf und macht die Sublimierungen rückgängig, und so können wir am Trunksüchtigen jene polymorphe Perversität des Kindesalters wieder

studieren und bei ihm von einem Hintergrund der Perversität sprechen. Und hier angelangt, möchte ich Sie an unsern Ausgangspunkt erinnern, an die Szene vom exhibitionierenden Noah auf dem Chorfenster und an die erotischen Bildchen auf den Tonampeln von Vindonissa. Ich brauche Ihnen weiter keine Beispiele und Beweise anzuführen, die Zeitungen bringen fast täglich leider nur zu ausführliche Darstellungen von sadistischen Verbrechen von Alkoholikern, die Gerichtssäle werden nie leer von Exhibitionisten, von Homosexuellen, von Inzestverbrechern, von Lustmördern, die unter dem Einfluß des Alkohols ihre moralischen Hemmungen verloren haben.

Es seien nur zwei dieser Perversionen einer nähern Betrachtung unterworfen. Einmal der Narzißmus, d. h. die Verliebtheit in die eigene Person, die ihren Namen von jenem griechischen Jüngling Narziß empfing, der von seinem eigenen Anblick in der klaren Quelle so gefesselt wurde, daß er sich davon gar nicht mehr trennen konnte. Wie oben schon angedeutet, können wir diese Bewunderung des eigenen Wesens mehr oder minder ausgeprägt beim Kleinkinde beobachten; oft durch den Einfluß von ständig in Bewunderung versunkenen Eltern und Tanten verstärkt, die noch nie ein so schönes, so kluges, so wunderbares Geschöpf gesehen zu haben behaupten. Nun ist die Neigung, sich beständig herauszustreichen, seine Tüchtigkeit, seinen Fleiß, sein Wissen und Können zu rühmen, oft im grellen Gegensatz zur Wirklichkeit, bekanntlich ein Hauptkennzeichen der Trunksüchtigen. Wir werden später noch sehen, daß eine dauernde Kränkung dieses verstärkten Narzißmus durch irgend eine Verstümmelung ihrerseits wieder die Trunksucht verstärken und im Circulus vitiosus zum unheilbaren Alkoholismus auswachsen lassen kann.

Aus den Schicksalen des kindlichen Narzißmus bei den beiden Geschlechtern läßt sich auch die Erklärung dafür finden, daß die Frau so viel seltener der Trunksucht verfällt als der Mann. Bei der Frau wird in der Pubertät diese Selbstverliebtheit auf das Körperganze mit seinen sich ausbildenden Reizen diffus verarbeitet, während sie beim Manne vorwiegend an den Sexualorganen und dann am Gehirn und seinen Funktionen sich fixiert: der Jüngling ist stolz auf seine männliche Kraft und seine Intelligenz, das Weib auf die Schönheit seines ganzen Körpers. Bei jenem ist daher die Gefahr größer, durch narkotische Erregung des Zentralorgans zu einer frühern Stufe des Narzißmus zu regredieren. Der Exhibitionismus ist letzten Endes ja auch nichts anderes, als eine besonders krasse Form der Selbstverliebtheit.

Die zweite Perversion, die für das Studium der Trunksucht eine spezielle Beachtung erfordert, ist die Homosexualität. Freud hat in seinen Untersuchungen über Massenpsychologie erörtert, daß sich diese Perversion

mit den Massenbindungen weit besser vertrage als die normale Liebe zum andern Geschlecht, und Hans Blüher hat in vielbeachteten Publikationen über die Wandervogelbewegung und die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft mit großem psychologischen Scharfblick gezeigt, wie die offiziell verpönte Homosexualität die Triebfeder bildet für Männerbünde aller Art. Er hat aber auffälligerweise dabei die innigen Beziehungen des Alkohols zu den meisten dieser Männergesellschaften übersehen und vernachlässigt. Es ist sicher, daß die Trinksitte und der Trinkzwang sowohl ein Produkt als auch ein Förderungsmittel von männlichen Vereinigungen von jeher gebildet haben, und daß gerade in dieser Verflechtung ein Hauptgrund ihrer Hartnäckigkeit und Schwerbekämpfbarkeit liegt.

Eine unerwartete Beleuchtung und Bestätigung der großen Bedeutung der Homosexualität für die Entstehung der Giftsuchten hat in den letzten Jahren speziell die Erforschung des Kokainismus geliefert. Im Kokainrausch kommt es bei sonst normal heterosexuell Veranlagten überraschend schnell zu homosexueller Betätigung. Joël und Fränkel bringen diese Tatsache mit einer Störung des Verhältnisses zwischen Potenz und Libido in Zusammenhang. Durch die toxische Schwächung der Potenz werde der Berauschte in eine passive Rolle gedrängt, und der Partner eines passiv sich Fühlenden sei idealiter immer ein Mann.

Es liegt auf der Hand, daß durch diese Verhältnisse die Ehe der Trunksüchtigen in mannigfacher Weise gefährdet ist. Der so selten fehlende Eifersuchtswahn wird von den meisten Autoren auf die verstärkte Neigung zum eigenen Geschlecht zurückgeführt. Die Männer können Objekte einer stärkeren libidinösen Besetzung im Unbewußten des Trinkers werden, und er erwehrt sich dieser homosexuellen Objekte dadurch, daß er eifersüchtig wird, seine Frau mit all den Männern verdächtigt, die er zu lieben versucht ist. Auch das Gefühl der abnehmenden Potenz kann die Eifersucht des Trinkers speisen, und schließlich ist wohl sein Sado-Masochismus eine Wurzel des Wahns, mit dem er seine Ehegenossin und sich selber unaufhörlich quält. Man ist als Anstaltsleiter und Arzt, der viel mit Alkoholikerfamilien zu tun hat, immer wieder erstaunt von dem schwer verständlichen Phänomen, daß es gewöhnlich die Trinkerfrauen selber sind, die trotz aller Mißhandlungen und Qualen, die sie hinter sich haben, trotz aller ärztlichen Warnungen zuerst wieder auf eine Entlassung aus der Anstalt, auf eine Abkürzung der Kur drängen, daß häufig sie es sind, die zuerst den Rekonvaleszenten dazu veranlassen, das abgegebene Abstinenzgelübde wieder zu brechen. Um dies scheinbar unsinnige Verhalten zu verstehn, muß man bedenken, daß einmal auffällig häufig Trinkerfrauen selber Töchter von Trinkern sind, die in frü-

her Jugend schon daheim rohe Mißhandlungen erlebt und mitangesehen haben. Sie erwerben so einen gewissen Masochismus, identifizieren sich mit der bemitleideten und vielfach geplagten Mutter und heiraten später ein Vaterimago, mit dem sie wieder dasselbe Schicksal wie jene erleiden müssen. Sie unterziehn sich den Peinigungen in erneuter Auflage, und der rohe Gatte behält ihnen gegenüber trotzdem oder vielmehr gerade deswegen die Autorität des ebenso rohen Vaters. Der Masochismus der Frau bedarf zu seiner Befriedigung des Sadismus des Mannes, und so hat sie keine Ruhe, bis sie ihn ungeheilt oder rückfällig im Hause hat.

Interessante Parallelen zur Störung der modernen Ehe durch Trunksucht hat Johann Jakob Bachofen in seinem erst in letzter Zeit wieder bekannt und berühmt gewordenen Werke über das Mutterrecht für das Altertum aufgezeigt mit der Schilderung, wie die Verbreitung der bacchischen Kulte mit ihren Rauschorgien überall zu einem Zurücksinken der Kultur von der Stufe des demetrischen, die Ehe hochhaltenden Prinzips auf die schon überwundene Stufe des Hetärismus führte, und wie der Dionysoskult im Geschlechte der Frauen seine treuesten Anhänger und eifrigsten Diener fand.

Simmel hat darauf hingewiesen, wie häufig das Leiden eines Neurotikers — und wir werden noch sehn, inwiefern wir auch den Trunksüchtigen als solchen einzuschätzen haben — nur Teilerscheinung einer Kollektiv-erkrankung ist, bei der die Lebenspartner — Eltern, Geschwister, Ehe- oder Liebesgenossen, Berufspartner — aus homologer Komplexbedingtheit oder in Reaktion auf den unbewußten Inhalt eines sich jahrelang auswirkenden Symptombilds eine Komplementärneurose entwickeln. Eine jede Schwankung, die durch eine Kur erzeugt wird, erzeugt dann eine korrespondierende Schwankung bei den andern, es entsteht so eine Störung, oft direkte Angst vor der Gesundung.

Wenn wir nun die bisher angeführten seelischen Hintergründe der Trunksucht berücksichtigen, — Sie werden hören, daß noch weitere in Betracht kommen, — muß uns klar werden, daß in den seltensten Fällen der Alkoholismus eine reine, unkomplizierte Erkrankung darstellt. Die klinische Beobachtung lehrt denn auch immer wieder, daß die Trunksucht mit seelischen Störungen aller Art vergesellschaftet zu sein pflegt. Hanns Sachs faßt die süchtigen, speziell psychopathische Alkoholiker als Zwischenglieder zwischen Zwangsneurotikern und Perversen auf. Auf der einen Seite sei das Zwanghafte, die Überwältigung des Individuums durch die vom Ich abgespaltenen libidinösen Kräfte deutlich, auf der andern werde diese Überwältigung nicht wie ein dem Bewußtsein gleichgültiges oder noch öfters unangenehmes und sinnloses Zeremoniell empfunden, sondern wie die Perversion als ein unbe-

streitbarer Befriedigungsakt. Und Benno Hahn hat kürzlich den Satz aufgestellt: Nicht die Entziehung der Gifte ist bei der Behandlung die Hauptsache, sondern die konsequente, psychische Behandlung der Süchtigkeit. Es komme nicht nur auf Festigung, sondern auch auf Heilung der Neurose an, die nach dem Giftentzug zurückbleibe. Das Alkoholdelirium hat Freud mit der Amentia, der halluzinatorischen Verwirrtheit, auf eine Stufe gestellt. Sofern es in Heilung übergeht und kein Residualwahn zurückbleibt oder kein Übergang in eine Korsakoff'sche Psychose stattfindet, scheint uns das Delirium tremens eine Mittelstellung zwischen Neurose und Psychose einzunehmen. Die Phantasiewelt, die an Stelle der unerwünschten Realität gesetzt wird, hat einerseits einen spielerischen, infantilen Charakter und verleiht dem Stück Realität, das stets vorhanden bleibt, einen symbolischen Sinn, wie bei der Neurose. Auf der andern Seite lebt der Delirant, von Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen verfolgt, eben doch in einer ganz anderen Welt, geradeso wie der Psychotiker, speziell der Amente. Die Euphorie, die heitere Verstimmung des Betrunkenen unterscheidet sich bekanntlich nicht wesentlich von der Manie. Hier wie dort sind Hemmungen weggefallen, ein psychischer Aufwand, um Verdrängungen aufrecht zu erhalten, ist überflüssig geworden, das Ich nach Freud mit dem es sonst kritisierenden Ichideal verschmolzen. Und wenn es nach dem Rausch zum unvermeidlichen Katzenjammer kommt, zum trunkenen Elend, haben wir das Bild eines Melancholikers, bei dem zwischen Ich und Ichideal ein scharfer Zwiespalt besteht.

Es hat sich mit allen diesen Zuständen der Blick auf einen weitem Hintergrund der Trunksucht aufgetan, welchen wir als den der Psychoneurose bezeichnen können.

Daß der Euphorie des Rausches die Depression des Katzenjammers folgt, ist eine Erscheinung, die sich wohl bei allen Rauschsüchten zeigt, und hat zum Teil ihre physiologischen Gründe. Jeder Spannung folgt eben im Organismus notwendig eine Erschlaffung, jeder Reizung eine Lähmung. Zum Teil aber sind es seelische Mechanismen, die sich dabei auswirken. Man spricht daher ganz richtig von einem moralischen Katzenjammer. Dadurch, daß der Trinker im Rausche sein perverses, von der Kultur verpönte Triebleben entfesselt, setzt er sich in Gegensatz zur Gesellschaft und ihren Anforderungen. Diese hat in seiner Persönlichkeit ihren Vertreter im Über-Ich oder Ichideal, mit anderen Worten im Gewissen. Jeder Trinker wird von diesem Gewissen geplagt, er leidet an Schuldgefühlen, die er immer durch neue Räusche wieder zu betäuben und durch die bekannten Alkoholikerausreden gegenüber der Umwelt zu entschuldigen sucht. Die beschimpfenden Stimmen des Alkoholdeliranten, führt Schilder aus, sind

Gewissensstimmen, sind die allgemeinen Forderungen der Gesellschaft, welche das Idealisch gebildet haben durch den erzieherischen Einfluß der Eltern, der Geschwister und der Lehrer. Diesem mit steigender Sucht immer stärker werdenden Schuldgefühl entsprechend bildet sich auch ein immer heftigeres Strafbedürfnis aus, das sich in einer immer deutlicheren Tendenz zur Selbstbestrafung äußert. Sie alle kennen den weitgehenden Zusammenhang von Alkoholismus und Unfall, auf den kürzlich wieder Voionmac aufmerksam gemacht hat. Er hat festgestellt, daß in Europa und Amerika jährlich etwa 5 Millionen Gewerbeunfälle und 100.000 Unfalltodesfälle vorkommen, und bedauert, daß die Statistiken in Bezug auf den Einfluß des Alkohols nicht genügend gesichtet werden. Am meisten Beweiskraft haben nach seiner Ansicht die Arbeiten, die sich mit der Verteilung der Unfälle auf die Tagesstunden befassen. Wenn eine größere Anzahl während des ersten Teils der Nachtarbeit registriert wird, so muß wohl dafür, da dann die Ermüdung ja noch eine geringe Rolle spielen kann, in erster Linie der Alkohol verantwortlich gemacht werden. Der Autor erklärt mit Recht, daß auf diesem Gebiet die individuelle der kollektiven Untersuchungsmethode überlegen sei. Wenn wir nun den individuellen Ursachen der Unfallshäufigkeit bei Alkoholikern nachgehn, so gelangen wir zur Auffassung, daß der Trinker in diesen ihn verstümmelnden, oft zum Krüppel machenden Unfällen seinem Schuldbewußtsein eine Erleichterung schafft, indem er sich selbst bestraft. Der in der Sucht frei gewordene Sadismus und Destruktionstrieb richtet sich gegen ihn selber, er wird zum Masochisten, der sich selbst beschädigt. Die Maschine, die er in der Fabrik zu bedienen hat, verwandelt sich, wie uns einmal ein Delirant eindrucksvoll schilderte, nach und nach in ein unheimliches, Angst einflößendes Wesen, einen Dämon, vor dem er erst Ruhe bekommt, und von dem er befreit wird, nachdem er ihm durch Unfall ein Glied des eigenen Körpers geopfert. Wir werden da an Spenglers Prophezeiung erinnert, der voraussieht, daß die Maschine als typische Schöpfung der faustischen Menschheit dereinst mit dem Ende dieser als dämonisch-teuflisch verlassen werde, aber auch an den Ausspruch des Automobilkönigs Ford, der kürzlich in den Zeitungen die Runde machte mit der Drohung, er würde seine Fabriken schließen, wenn die Prohibition aufgehoben würde. Denn Benzin und Spiritus vertrügen sich nicht miteinander! Es ist oben schon angedeutet worden, wie durch solche im Unfall erzeugte Selbstverstümmelung beim Trinker eine dauernde Kränkung des Narzißmus und damit ein Circulus vitiosus entstehen kann, der ihn immer tiefer in den Alkoholismus hineintreibt. Die Erfahrung lehrt denn auch, daß die Prognose des Alkoholismus durch einen Unfall, der eine oft

nur ganz unbedeutende Verkrüppelung erzeugt hat, in bedenklicher Weise getrübt wird.

Hinter diesem Hintergrund der Selbstbeschädigung, der Selbstbestrafung, des Traumas, verbirgt sich schließlich noch als letzter und tiefster derjenige der völligen Vernichtung. Wie mancher Trinker hat uns schon, nach dem Grunde des Genusses ganz unsinniger Mengen und Konzentrationen spirituöser Getränke gefragt, in vollem Ernste erklärt, er habe sich eben vergiften wollen. Wir alle wissen auch, wie häufig solche Vergiftungen gelingen, wie mancher Alkoholiker im Rausche tödlich verunfallt oder sich, sei es im Rausche oder in der nachfolgenden Depression auf alle möglichen Arten das Leben nimmt und so das Suizid ausführt, mit dem er vorher so oft gedroht hat; wir wissen, daß es wenig selbstgefährlichere Patienten in unsern Anstalten gibt, als mit Gott und der Welt zerfallene Trinker, die mit ihrem Tod meist einer unsäglich qualvollen Kette von Peinigungen und Bedrohungen ihrer Familie und Umgebung ein Ende setzen.

Wenn so von Hintergrund zu Hintergrund die Beleuchtung immer düsterer und dunkler geworden ist, fortschreitend von Schlaf und Traum zur Perversion, von Perversion zu Verbrechen, von Verbrechen zu Irrsinn, von Irrsinn zu Verkrüppelung, von dieser zum Tod, so bin ich mir bewußt, nicht zu schwarz gemalt zu haben. Sie hier versammelte Irrenseelsorger sehn mit uns Ärzten täglich in diese schwarzen Abgründe der menschlichen Seele hinein. Und Sie sind uns auch behilflich, unsere Suchtkranken mit Geduld und Verständnis langsam und mühevoll wieder aus diesen Dunkelheiten herauszuführen, zurückzuführen an das Licht eines nüchternen, gesunden Lebens. Der Weg ist klippenreich und beschwerlich, um so größer aber auch die Freude, wenn es gelingt, ihn bis zum Ziele oder doch wenigstens in möglichst große Nähe des Zieles mit möglichst vielen unserer Trunksüchtigen zurückzulegen.

Hoffentlich ist es mir gelungen, wenigstens einige Klippen dieses Weges mit meinen Ausführungen etwas näher beleuchtet zu haben. Das Licht dazu hat uns, wie Sie wohl bemerkt haben werden, vor allem die das Unbewußte erhellende Psychoanalyse Freuds geliefert.

Literatur

- F. L. v. Haller: Helvetien unter den Römern. Topog. Buchhandl. Bern 1811.
Siegfried Löschcke: Lampen aus Vindonissa. Ein Beitrag zur Geschichte von Vindonissa und des antiken Beleuchtungswesens. Zürich. Beer & Co. 1919. Tafel VIII.

- Binswanger: Alkoholismus, Alkoholsucht u. Alkoholvergiftung. Neue deutsche Klinik. B. I. Lief. 2. 1928. S. 257.
- Julius Lange: Verbrechen als Schicksal. Studien an kriminellen Zwillingen. Verlag Georg Thieme. Leipzig 1929.
- E. Kretschmer: Körperbau und Charakter. 3. Aufl. Berlin. Verlag Jul. Springer 1922. S. 104.
- Pohlisch: Persönlichkeit und Milieu. Del. trem. Kranker der Charité 1912. — 25. Ref. Centrb. f. N. u. Ps. B. 47. 1927. S. 462.
- S. G. Jislín: Über die schizoiden und syntonen Alkoholiker. Zsch. f. N. u. Ps. B. 110. H. 5. S. 750.
- Sigm. Freud: Vorlesungen zur Einführung in die PsA. II. Teil. Der Traum. (Ges. Schriften, Bd. VII.)
- D. Sarason: Der Schlaf. J. F. Lehmanns Verl. München 1929.
- Legrain: Les grands narcotiques sociaux. Edit. A. Maloine et fils. Paris 1925.
- R. Stern: Über die Aufhellung der Amnesien bei patholog. Rauschzuständen u. andern transitorischen Bewußtseinsstörungen. Ref. Centbl. f. N. u. Ps. B. 47. S. 764.
- G. Simmel: Die psa. Behandlung in der Klinik. Internat. Zeitsch. f. PsA. 1928. XIV. B. S. 352.
- A. Kielholz: Analyseversuch bei Del. tremens. Internat. Zeitsch. f. PsA. 1926. XII. B. S. 478.
- S. Radó: Die psychischen Wirkungen der Rauschgifte. ibid. S. 540.
- Sigm. Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. (Ges. Schriften, Bd. VI.)
- Hans Blüher: Wandervogel. Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft.
- A. Kielholz: Trunksucht und PsA. Schweiz. Archiv für N. u. PsA. B. XVI. H. 1. S. 27.
- F. Fränkel u. E. Joel: Kokainismus und Homosexualität. D. m. W. 1925. No. 38. S. 1562.
- Hanns Sachs: Zur Genese der Perversionen. Internat. Zeitsch. f. PsA. J. IX. H. 2. S. 204.
- Benno Hahn: Wesen u. psychol. Mechanismus der Suchten. Ref. Centbl. f. N. u. Ps. B. 50. S. 104.
- P. Schilder: Entwurf zu einer Psychiatrie auf psa. Grundlage. Int. PsA. Verlag 1925.
- Voionnac: The influence of alcohol upon accident occurrences. Ref. Centbl. f. N. u. Ps. B. 49. S. 312.
- O. Spengler: Der Untergang des Abendlandes. II. Band. S. 682. Verlag C. H. Beck, München 1922.
- N. Soederblom: Einführung in die Religionsgeschichte. Verl. Quelle u. Meyer, Leipzig 1928.
- J. J. Bachofen: Vorrede zum „Mutterrecht“.

Die Eifersucht

Vortrag, gehalten in der „Groupe d'Études philosophiques et scientifiques pour l'examen des tendances nouvelles“ an der Sorbonne in Paris

Von

Ernest Jones

London

Die Psychoanalyse zeigt uns, daß das, was wir bisher als unsere Geistestätigkeit bezeichnet haben, in Wirklichkeit nur den kleinen Teil eines Ganzen darstellt, einen Teil, dem man von nun an den weniger anspruchsvollen Namen bewußter Geistestätigkeit wird geben müssen, weil diese bewußte Geistestätigkeit nur einen verhältnismäßig geringen und ausgewählten Teil unserer geistigen Tätigkeit darstellt, und in weitestem Ausmaß aus jener tieferen Schichte erfließt, die wir jetzt das Unbewußte nennen und die diesem Teil seine lebendige Kraft verleiht. Die Natur dieses Unbewußten, von dem das Bewußte nichts, aber auch gar nichts weiß, hat uns Sigmund Freud erschlossen; sein Genie hat eine Methode ersonnen, dieses bisher dunkle und unzugängliche Gebiet zu erforschen. Dank seiner Arbeit haben viele bis jetzt unerklärliche Probleme ihre Lösung gefunden und, was noch mehr bedeutet, sind wir jetzt imstande zu verstehen, daß es eine Unzahl von Fragen gibt, an deren Aufstellung wir gar nicht gedacht hatten, da wir, zufrieden mit unseren erworbenen Kenntnissen, nicht ahnten, daß es solche Fragen überhaupt geben kann.

Gestatten Sie mir, diese letzte Bemerkung zu erläutern, indem ich mich ohne Verzug dem Thema dieses Vortrags zuwende. Was die Eifersucht betrifft, ist uns da wohl ungefähr alles bekannt, ihr Zusammenhang mit Liebe und Haß, ihre Entstehungsbedingungen usw.? Wir könnten ohne weiteres den Schluß ziehen, daß wir alles Wesentliche über dieses Thema bereits wissen. Dennoch wäre es mir möglich, eine Reihe von Fragen zu formulieren, die, wie ich überzeugt bin, nur sehr schwer eine befriedigende Antwort finden könnten. Verstehen wir z. B., warum manche Menschen eifersüchtiger sind als andere? Warum die Frauen öfter von dieser Affektion befallen werden als die Männer? Warum z. B. der eine Mann, wenn er in seiner Liebe verraten wird, die Frau tötet, der andere den Rivalen? Das alles sind Dinge, die

durch die Beobachtung der äußeren Situation allein nicht aufgeklärt werden können; sie hängen von einem unbekannten Faktor in der Psychologie des Individuums ab.

Es unterscheidet sich im psychologischen Sinn die Eifersucht des Liebhabers, der noch nicht weiß, ob seine Werbung der seines Rivalen vorgezogen werden wird, doch von der Eifersucht, die derselbe Liebhaber späterhin dem Rivalen gegenüber empfindet, wenn dieser sich in die Gunst seiner Geliebten eingeschlichen hat und ihm die bereits errungene Frau zu entreißen droht.

Es ist sogar schwer zu sagen, bis zu welchem Grad die Eifersucht eine normale Erscheinung ist, die unvermeidliche Begleiterin der Liebe. Und wenn es eine normale Eifersucht gibt, wodurch unterscheidet sie sich in ihrem Wesen außer durch ihre äußeren Manifestationen von der Eifersucht, die die Psychologen als krankhaft bezeichnen, d. h. von einem Zustand, der sich bisweilen bis zum Wahnsinn steigert?

Diese wenigen Fragestellungen werden wohl genügen, um Sie daran zu erinnern, daß die Eifersucht nicht nur verschiedene Grade, sondern auch verschiedene Arten aufweist. Man wird sich fragen, ob diesen Verschiedenheiten nicht ein einziges Prinzip zu Grunde liegt, das uns die Erklärung liefern könnte. Und ich beeile mich hinzuzufügen, daß ich mich nach dem Studium der unbewußten Vorgänge, von denen alle diese Erscheinungen abhängen, für berechtigt halte zu versichern, daß uns ein einziger Schlüssel alle wesentlichen Geheimnisse öffnen kann. Dennoch möchte ich Sie veranlassen, bevor ich Ihnen diesen Schlüssel zeige, nach genauer Prüfung der Gefühlsäußerungen der Eifersucht selbst die daran beteiligten tieferliegenden Faktoren zu betrachten. Wir wollen zuerst der normalen Eifersucht den Eifersuchts-
wahn gegenüberstellen.

Es wird sich empfehlen, die Probleme bei den beiden Geschlechtern gesondert zu betrachten. Wir wählen als Ausgangspunkt die klassische Situation des „ewigen Dreiecks“, in der zwei Männer sich um die Liebe einer Frau bewerben. Meine erste Bemerkung hiezu wird zweifellos diejenigen unter Ihnen, die noch nicht in die Psychoanalyse eingeweiht sind, in Erstaunen versetzen. Wir haben die triftigsten Gründe anzunehmen, daß kein Mann, der sich in dieser Situation befindet, diese zum erstenmal erlebt.

Schon als kleines Kind fand er sich notgedrungen in derselben Situation, denn mit Vater und Mutter, also Eltern verschiedenen Geschlechts, konnte er sich bestimmt einer gewissen Eifersucht nicht erwehren, die seinem Wunsche entsprang, die Liebe der Mutter allein zu besitzen. Es ist dabei selbstverständlich, daß das Kind seine Gefühle nicht in derselben Art äußert wie ein Erwachsener es tun könnte.

Bisweilen allerdings treten diese Gefühle so deutlich an die Oberfläche, daß sie dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen können. Doch kommen sie bei dem, der sie empfunden hat, bald in das Stadium der Verdrängung, werden verschüttet, vergessen und meistens bleiben sie dann für den Rest des Lebens unbewußt. Dennoch ruhen sie nicht. Wir glauben vielmehr, daß diese Urzeit ein Vorbild für das ganze folgende Leben darstellt und daß das besondere Verhalten des Kindes in ihr späterhin seine Reaktionen und Verhaltensweisen bestimmen wird, wenn es den zahlreichen Problemen und Schwierigkeiten gegenübersteht, die im Liebesleben eine so wichtige Rolle spielen. Sie werden einsehen, daß diese erste Folgerung überraschend und fremdartig ist. Doch ist sie fast zwei Jahrhunderte alt. Es ist selbstverständlich, daß sie ihre Formulierung einem Franzosen verdankt. Diderot schreibt im „Neveu de Rameau“ von einem kleinen Knaben: „Wenn der kleine Knabe sich selbst überlassen wäre, wenn er seine ganze Naivität behielte und zur geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Intensität der Leidenschaft eines Dreißigjährigen hinzuträte, würde er seinen Vater erwürgen und mit seiner Mutter schlafen.“ Diese Worte enthalten die vollständige Schilderung dessen, was die Psychoanalyse als Ödipuskomplex bezeichnet.

Es ist leicht, die Elemente der Eifersucht im einfachen Fall des Auftauchens eines gefährlichen Rivalen aufzuzeigen. Das erste Anzeichen ist die Angst des Liebenden, er könnte das geliebte Wesen verlieren; diese Angst wird sich in scharfen Schmerz verwandeln, wenn er sie in der Tat verliert. Fügen Sie noch hinzu den Haß gegen den Rivalen, und vielleicht auch gegen die ungetreue Geliebte. Verborgen, aber wohl von größerer Bedeutung als die beiden eben erwähnten Elemente, ist die Verletzung, die der Liebende an seiner Selbsteinschätzung, an seiner Eigenliebe erleidet, in dem also, was die Psychoanalyse als Narzißmus bezeichnet. Gerade diesem Element

will ich besondere Beachtung schenken, in der Hoffnung, es deutlicher zu machen und indem ich mich auf das berufe, was einer ihrer größten Schriftsteller, La Rochefoucauld, so richtig sagt: „In der Eifersucht ist mehr Eigenliebe als Liebe.“

Bis hierher ist die Schilderung leicht verständlich; sie zeigt Angst oder Schmerz, verletzte Eigenliebe und Wut auf. Jedenfalls ist sie die Deutlichkeit selbst, verglichen mit der extremen Form der Eifersucht, dem Eifersuchtswahn. Hier finden wir dieselben Elemente bis zur Karikatur verzerrt. Doch kommt hier noch ein anderer Zug hinzu. Diese Eifersucht bedarf keiner realen Begründung; es ist wohlbekannt, daß diese unersättlichste Eifersucht sehr gut bei einer absoluten Treue im Tun und Denken des geliebten Objekts vorkommen kann. Die Angst nimmt in diesem Fall die Form eines Mißtrauens an, das bis zum Wahnsinn führen kann, das aus den unschuldigsten Kleinigkeiten Nahrung saugt, da es die Tatsachen entstellt, verfälscht und verändert. Zorn und Haß können schließlich zum brutalsten Mord führen. Der verletzte Narzißmus ist weniger deutlich, da er vom Haß verdeckt wird, der, wie es beim Haß und Zorn fast immer der Fall ist, für gerecht gehalten wird. Was nun den Eifersuchtswahn betrifft, so hat die Psychoanalyse da eine bedeutende Entdeckung gemacht, die so viel mir bekannt ist, noch nie vor Freuds Arbeiten ins Auge gefaßt wurde. Sie vermochte aufzuzeigen, daß dieser Prozeß der Eifersucht viel mehr vom Interesse für den Rivalen als von dem für das geliebte Objekt beherrscht wird; kurz, daß man in diesem Prozeß den entstellten Ausdruck einer verdrängten Homosexualität sehen muß. Der Mechanismus der Eifersucht ergibt sich hier also aus verwickelten und verketteten Beziehungen. Das Individuum hat eine starke homosexuelle Strebung, die es hinreichend verdrängt hat, um sie im Unbewußten zu begraben. Als Reaktion gegen die homosexuelle Strebung oder als Kompensation oder als Schutz dagegen — alle diese Ausdrücke sind gleichermaßen zutreffend — wird nun mit aller Kraft versucht, eine Person des anderen Geschlechts zu lieben. Das gelingt vielleicht eine Zeit lang, solange bis sich die verschüttete Strebung verstärkt hat, wie es oft infolge eines neuen Reizes, einer Veränderung in der Umgebung, oder einer Verminderung der Anziehung von seiten des heterosexuellen Objekts eintritt.

Eine solche Verbindung ruht eben auf unsicheren Grundfesten: es besteht hier nicht die echte Liebe des Erwachsenentypus. Der Ausgang, den wir jetzt betrachten, ist durchaus nicht der einzig mögliche. Sobald das Eheleben zerstört ist, kommt das wiedererwachte Interesse des Mannes für den Rivalen, also für den andern Mann nicht zu einem positiven Ausdruck, sondern es treten die Symptome krankhafter Eifersucht auf, die man auf viele Arten, je nach dem Standpunkt, den man einnimmt, darstellen kann.

4 Man kann diese Eifersucht als eine heftige Abwehr der Homosexualität auffassen, in der der Eifersüchtige zum Ausdruck bringt: ich liebe den Mann nicht, im Gegenteil, ich hasse ihn.

5 Man kann auch sagen, daß er sich mit seiner Frau identifiziert und daß er sich in seiner Phantasie an ihre Stelle setzt und dem andern Mann gegenüber eine feminine Rolle einnimmt, oder anders ausgedrückt, daß er seine eigenen Wünsche, die er selbst in sich zurückdrängen muß, auf seine Frau projiziert. Er wird sich also dann sagen: nicht ich liebe den Mann, meine Frau liebt ihn. Die verbotene und verdrängte Zuneigung zum Mann findet so ihren Ausdruck unter dem Deckmantel einer übertriebenen Liebe zur Frau, wenn wir uns der konventionellen Beurteilung anschließen, die in der Eifersucht einen Index für das Maß der Liebe sieht.

Die Äußerungen dieser wahnhaften Eifersucht sind oft so sinnlos, die Faktoren, die ihre Grundlage bilden und auf die wir eben hingewiesen haben, sind dem normalen Denken so fremd, daß es fast unmöglich erscheint, irgend welchen Zusammenhang zwischen Eifersuchts-
wahn und der bekannten und gewöhnlichen Eifersucht, die ich anfangs erwähnte, herzustellen. Dennoch vermochte die Psychoanalyse zu zeigen, daß die Faktoren, auf denen die gewöhnliche Eifersucht beruht, subtiler und komplexer sind als man allgemein glaubt und daß es im wesentlichen die gleichen sind, die dem Eifersuchtswahn zugrundeliegen. Es wäre ja auch sonderbar, wenn es sich anders verhielte, denn es ist ja sehr deutlich, daß der Eifersuchtswahn nur einen übertriebenen und extremen Ausdruck der einfachen Eifersucht darstellt. Beide weisen dieselben Grundelemente auf: Verdacht, Angst, Schmerz, Zorn, Schamgefühl. Es wäre sehr unwahrscheinlich, daß dieselbe Gruppierung von Empfindungen aus zwei ganz verschie-

denen Quellen ihren Ausgang nimmt. Ich kann Ihnen auch gleich einen psychologischen Mechanismus zeigen, der beiden Formen gemeinsam ist; es ist der, den wir früher besprochen haben und den wir Projektion nennen können. Wir haben gesehen, wie ein unbewußt homosexuell eingestelltes Individuum seine verdrängten Wünsche einem andern Mann gegenüber auf die eigene Frau projiziert. Nun kommt es sehr häufig, vielleicht sogar immer vor, daß der Mann bei der gewöhnlichen Eifersucht die Empfindung der eigenen Untreue, die er sich nicht immer eingestehen will, auf die Frau projiziert. Tatsächlich sind ja die Don Juans am allerwenigsten befähigt, den Frauen zu vertrauen; sie können sie nicht für treu halten, weil sie nicht an ihre eigene Treue glauben können. So singt denn Rigolettos Herr, dessen einziger Zeitvertreib darin besteht, den Frauen nachzulaufen: „*la donna è mobile quant è il vento*“. Wenn also die beiden Formen der Eifersucht sich desselben spezifischen Mechanismus der Projektion bedienen, werden wir vielleicht erwarten dürfen, daß beide mehr gemeinsame Elemente haben, als es zuerst den Anschein hat.

Ich muß nun einige allgemeine Betrachtungen über die Liebe zuhelfe nehmen, um meine Ausführungen über das Thema besser darlegen zu können. Es gibt auf dieser schlechten Welt viel weniger echte Liebe als man glaubt, und noch viel weniger echte Leidenschaft. Das Studium der tiefen Schichten der Seele zeigt uns, daß Liebe und Leidenschaft imstande sind, viele Funktionen zu übernehmen, die ihnen nicht zukommen. Damit soll gesagt sein, daß man sie aus andern Motiven als aus den eigentlichen, der Liebe angehörigen erweckt. Es ist nicht immer leicht, zwischen diesen beiden Arten der Liebe, die wir primäre und sekundäre nennen könnten, zu unterscheiden, umsomehr als beide sich gewöhnlich aufs innigste verschmolzen zeigen. Wir wissen aber alle genau, was echte Höflichkeit, die bei Ihnen in Frankreich so trefflich *politesse du coeur* genannt wird, von übertriebener falscher Höflichkeit unterscheidet.

Es ist noch viel interessanter für uns zu beobachten, daß diese letztere meist den Zweck hat, eine böswillige Einstellung zu verschleiern, wie Verachtung, einen Verdacht, eine Antipathie, die Angst, sogar Feindseligkeit. Es ist wohl bekannt, daß weltgewandte, wohlerzogene

Leute, die sich gut beherrschen können, auf eine Drohung etwa auf erste mit einer Verstärkung ihrer Höflichkeit reagieren.

Wenn dies nun für die Höflichkeit richtig ist, ist es noch viel mehr gültig für Zuneigung und Liebe. Wie häufig führt die Rivalität, die Unverträglichkeit, die Eifersucht und der Haß zu einem solchen Grad von Abneigung, daß das Zusammenleben schwer oder unmöglich wäre, wenn die Abneigung nicht als ihr Gegenteil, als Zuneigung in Erscheinung träte, und so die feindseligen Regungen verschleiert und dem Individuum die beste Verteidigung gegen sie geboten würde. Die Haßregungen werden durch dieses Mittel in Schach gehalten, unterdrückt oder sogar ins Unbewußte hinabgestoßen. Natürlich tritt dieser Zustand am häufigsten im Familienleben auf, da die Mitglieder einer Familie ja gezwungen sind, in engster Intimität miteinander zu leben; man könnte fast sagen, daß es vorkommt, daß sie sich untereinander gewaltsam lieben, um sich nicht hassen zu müssen. Ich hoffe, daß ich durch diese Bemerkung nicht etwa Anstoß bei Ihnen erzeuge; ich möchte mich auch nicht dem aussetzen, mißverstanden zu werden, weil ich zu sehr verallgemeinert habe. Ich lege nur Wert auf die Tatsache, daß das Unbewußte viel mehr Haß verhüllt als man im Allgemeinen vermuten würde, daß die charakteristische Abwehr dieses Hasses in der Entwicklung eines Übermaßes von Zuneigung zu sehen ist, so daß die Summe an Zuneigung größer wird als sie ohne den Haß geworden wäre. Man muß sich immer daran erinnern, daß menschliche Wesen nicht eng nebeneinander leben können, ohne daß die Persönlichkeit eines jeden einzelnen eine Einschränkung erfährt, die ein Ressentiment erzeugen muß. Es kommt kaum vor, daß aus so engem Beisammensein nicht verschiedene Motive zu Feindseligkeit, Mißstimmung, Mißverständnis und Opposition entstehen, die ja alle nur der Ausdruck eines mehr oder minder gemilderten Hasses sind.

Die Liebe vermag also nicht nur die eigentliche Funktion zu erfüllen, nämlich Triebe zu befriedigen und glücklich zu machen, sondern auch noch andere wie die, den Haß zu decken.

Wir wollen uns jetzt mit einer zweiten akzessorischen Funktion der Liebe beschäftigen, nämlich mit der Rolle, die ihr bei der Herstellung und Stärkung unserer Selbsteinschätzung besonders auf erotischem Gebiete zukommt. Ich lege Gewicht darauf,

diese Funktion, von der als normal zu bezeichnenden Funktion der Liebe scharf zu trennen. Dies ist aber gar nicht so leicht, weil diese letztere die erstere oft verdeckt und verbirgt. Versuchen wir aber, es zu tun, indem wir das Problem von einer andern Seite her beleuchten und zwei Dinge differenzieren, die man oft vermengt, nämlich Wunsch und notwendiges Bedürfnis. Normalerweise liebt ein Mann, weil er im Lieben seinen Wunsch zur Befriedigung bringt, nicht aber weil er der Liebe absolut bedarf. Es ist zwar richtig, daß er eine äußere Möglichkeit braucht zur Verwirklichung seines Wunsches, in der Liebe möglichst weitgehende Ergänzung zu finden, aber er fühlt sich ohne die Liebe keineswegs unvollkommen. Es verhält sich aber nicht so beim Mann, der ein geeignetes Objekt suchen muß, das ihn von den Zweifeln an seinem eigenen Wert befreien soll, ihn über seine erotischen Fähigkeiten beruhigen und ihm diese erotische Sicherheit geben soll, die er ohne dieses Objekt nicht hat. Für einen solchen Mann ist die Liebe ein therapeutisches Mittel, das ihn von einem Krankheitszustand heilen soll. Sie ist nicht mehr eine einfache Erfüllung seiner Wünsche. Der erste der beiden Männer besitzt virtuell immer die Fähigkeit, seine Gefühle zum Ausdruck zu bringen, auch wenn die äußere Möglichkeit fehlt, diese Fähigkeit zu betätigen. Der zweite besitzt diese innere Fähigkeit nicht von vornherein, er hofft immer, daß sie in ihm entstehen wird oder daß von außen ihm Möglichkeiten zuteil werden, sie zu betätigen. Es kommt also bei ihm zu einer Abhängigkeit von der äußeren Gelegenheit, d. h. vom Liebesobjekt, so wie der Morphinist von seinem Rauschmittel abhängt. Seine Leidenschaft, sein Bedürfnis, seine Beteuerung können wohl viel heftiger sein als die des ersten, aber niemand, der nur ein wenig zu beobachten versteht, wird sich dadurch verblüffen lassen. Man fühlt den Unterschied: trotz aller seiner Gegenbeteuerungen wird dieser Mann nie ein guter Liebhaber sein. Was seine Liebe charakterisiert, ist, genau genommen, daß es nicht Liebe ist, sondern ein quälender Wunsch geliebt zu werden. Sein Liebesobjekt an sich interessiert ihn nicht, sondern einzig und allein wegen des Zusammenhanges mit ihm selbst. Wohlverstanden, schildere ich hier die extreme Form dieses Typus, aber ich fürchte, daß eine aufmerksame Beobachtung des alltäglichen Lebens zeigen wird, daß dieses Verhalten, mehr oder minder aus-

gesprochen, nicht allzuseiten vorzufinden ist. Es ist gerade dieser Typus, der der Eifersucht verfällt. Wir wollen ihn nun genauer charakterisieren.

Was ist das Geheimnis dieses Zweifels, dieses Minderwertigkeitsgefühls, das er durch die Frau zu heilen versucht? Man fühlt sich versucht, sogleich zu antworten: Der Mangel an Liebesfähigkeit. Aber das Problem ist nicht so einfach. Wenn man näher hinsieht, findet man, daß sich dem Minderwertigkeitsgefühl eine Unzufriedenheit, eine Selbstkritik gesellt, die einen Konflikt im Ich verrät und die Psychoanalyse solcher Fälle enthüllt uns in der Tat das innerste Wesen dieses Konflikts, der sich im Unbewußten abspielt. Wir können definitiv aussagen, daß letzten Endes in der Analyse jedes Minderwertigkeitsgefühl, beziehe es sich auf Seelisches oder Körperliches, von einem moralischen Minderwertigkeitsgefühl, also von einem Schuldgefühl, das oft dem Subjekt gar nicht bewußt ist, seinen Ausgang nimmt. Ursprünglich hängt dieses Schuldgefühl mit den Eltern zusammen. Es entsteht im Kindesalter anlässlich der Entwicklungsschwierigkeiten, die wir schon angedeutet haben. Wenigen Menschen gelingt es, sich ganz davon zu befreien. Die wesentlichste Bedingung für Gesundheit und geistige Freiheit, ebenso wie für die aus beiden sich ergebende Fähigkeit, glücklich zu sein, ist, daß das Individuum sich möglichst weitgehend von diesem unbewußten Schuldgefühl freigemacht hat.

Mit diesem Gefühl verbindet sich eine Selbstliebe, die es kompensiert. Liebe, Achtung und Respekt vor sich selbst verringert das unbewußte Schuldgefühl. Darum ist das Individuum für Kritik so empfindlich, darum strebt es fortwährend nach Anerkennung und Ermutigung in verschiedenen Formen. Daher die Unerbittlichkeit des Hasses, der bei ihm durch Verrat erzeugt wird. Wenn die Liebe mitleidig ist, so ist die Selbstliebe gewiß erbarmungslos. La Rochefoucauld sagt mit Recht: „Die Eifersucht ist das größte aller Übel, sie hat kein Mitleid für die, die sie verursachen.“

Ich habe jetzt die Reaktionen eines Neurotikers geschildert, aber sie stellen nur das vergrößerte Abbild der Vorgänge beim normalen Individuum dar. Der Neurotiker fordert von der geliebten Frau etwas, was für ihn von vitaler Bedeutung ist und was man mit verschiedenen Bezeichnungen belegen kann, weil in diesem Zusammenhang alle fol-

genden Bezeichnungen einander äquivalent sind: Sicherheit (gegen die Angst), Gewißheit (gegen den Zweifel), Gemütsruhe (gegen die Qual eines unbewußten Selbstvorwurfs), Macht, Freiheit. Alle diese kostbaren Geschenke identifiziert er mit der geliebten Frau, oder vielmehr mit der Sicherheit, die ihm ihre Liebe und absolute Treue bietet. Ich füge hier den Begriff der Treue hinzu, weil der Mangel des Vertrauens immer einen Rückfall bringt, eine Regression zu den früheren Stadien der Entwicklung des Liebesinstinkts.

Hievon sind die beiden Merkmale, die in den Mittelpunkt unseres Interesses rücken, zuerst die Regression auf den kindlichen Wunsch geliebt zu werden statt zu lieben und zweitens das Vorherrschen des niedrigen Besitzinstinkts und der daraus erfließenden Bedeutung, die dem Alleinbesitz des Liebesobjekts beigemessen wird. Man beginnt jetzt zu verstehen, welche Wichtigkeit ein solcher Mann der Treue seiner Frau beimißt. Diese Treue verlieren heißt nicht nur das Kostbarste verlieren, das einem das Leben bieten kann, es heißt für den Mann auch das Vertrauen in seine eigene Persönlichkeit verlieren. Diese Angst ist es, die die Grundlage der Eifersucht bildet.

Aber es kann noch ärger kommen. Einem solchen Individuum kann der Verlust seine moralische Minderwertigkeit offenbaren, sein Schuldgefühl also die erste Ursache seines Mangels an Vertrauens: und das ist etwas, was kein Sterblicher zu erdulden vermag. Es gibt für ihn nur eine Möglichkeit, die Gefühle der Scham, der Schuld, der Lächerlichkeit, die ihn bedrängen, zu umgehen, und das ist die Schuld des andern zu übertreiben und gewaltsam das Recht auf seine Seite zu zwingen.

Frankreich ist vielleicht das einzige zivilisierte Land, in dem die Eifersucht, wenn sie nur in einer gehörig tragischen Form zum Ausdruck kommt, eine gewisse Billigung findet. Das ist ein Faktum, auf das sich die Eifersüchtigen viel zu gute tun. Bestimmt gäbe es in Frankreich weniger Leidenschaftsverbrechen, — d. h. unter dem Druck der Eifersucht entstandene Verbrechen, — wenn der Eifersüchtige nicht einer gewissen Massensympathie sicher wäre, einer gewissen Billigung, so daß dadurch die Qualen seiner Scham und seines Schuldgefühls beschwichtigt werden, die in seiner offensichtlichen Verzweiflung aufzutauchen drohen. Der psychische Prozeß ist hier sehr einfach. Je mehr

es dem Eifersüchtigen gelingt, das Verhalten der andern Beteiligten als feig und verbrecherisch hinzustellen, umso geringer wird seine Verantwortung. Das ganze Odium des Verbrechens wird auf die anderen und nicht auf ihn fallen.

Wir ersehen aus dieser Betrachtung, daß ein solches Individuum über zwei Möglichkeiten verfügt, ein dauerndes Vertrauen zu sich selbst zu gewinnen: es muß entweder die Sicherheit erwerben, geliebt zu sein, oder eine Berechtigung finden, hassen zu dürfen; der normale Vorgang des Liebens ist ihm versagt.

Von den beiden dem Manne zur Verfügung stehenden Methoden ist die des Geliebtwerdens sicher die ursprünglichere u. zw. erfüllt sie sich am idealsten, wenn die Frau im maximalen Ausmaß in ihrem Verhalten das Gegenteil der verbotenden Mutter darstellt. Diese Lösung läuft aber Gefahr, mit einer Tendenz zusammenzustoßen, die ernstlich störend wirken kann. Oft fürchtet der Mann, zu viel geliebt zu werden und seine Persönlichkeit von der geliebten Frau ganz in Besitz genommen zu sehen, wobei das „Besitznehmen“ eine Mißbilligung bedeutet. Gegen den Gedanken Geliebt zu werden erhebt sich so eine ambivalent zu nennende Einstellung. Man wünscht und fürchtet zugleich diese Liebe, die ebenso die große Sicherheit wie die große Gefahr in sich birgt. Dieses ambivalente Verhalten macht die Situation eines solchen Individuums so gefährvoll und schafft die Prädisposition für die Qualen der Eifersucht. Es ist dies übrigens ein Verhalten, von dem man Spuren überall findet und das vielleicht erklären mag, warum die meisten jungen Leute den Moment der Verehelichung fürchten und sie hinausschieben wollen.

Wie ich erwähnte, tritt dies viel stärker bei denen hervor, die für die Eifersucht besonders prädestiniert sind; dies ist auch Shakespeare, dem Meister der Seelenkenntnis, nicht entgangen. Ruft doch Othello aus, als er Desdemona entführt:

Liebt' ich die holde Desdemona nicht,
So würd' ich meine heimatlose Freiheit
Nicht um des Weltmeers Reichtum fesseln und
Beschränken . . .

Nach diesem Abstecher in das Gebiet der neurotischen Eifersucht wollen wir versuchen, eine gemeinsame Formel für beide Extreme zu

finden; für die als normal zu bezeichnende Eifersucht einerseits und die wahnhafte Eifersucht oder den Eifersuchtswahn andererseits.

Sie werden sich daran erinnern, daß der hervorstechendste Zug der wahnhaften Eifersucht die Projektion verdrängter homosexueller Tendenzen nach außen ist. Wie verträgt sich dies mit der Psychologie der normalen und neurotischen Eifersucht? Wenn ich sagte, daß der Neurotiker Potenz erlangen will, indem er sich lieben läßt, statt den normalen Weg zu gehen, nämlich selbst zu lieben, hätte ich es ebenso anders ausdrücken können und sagen, er versucht durch Inversion seiner sexuellen Einstellung diese Potenz zu erreichen. Auf diese Art entzieht er sich der Notwendigkeit, seine Urinstinkte, wenn man sie so nennen könnte und die seinem Geschlecht eigentümlich sind, zu betätigen. Denn sie gerade sind ihm wegen der inzestuösen Fixierung am strengsten verboten. Wenn diese Inversion sich bis zu einem gewissen Punkt durchsetzt und auf Seiten der Frau eine entsprechende Sanktion findet, bezieht der Mann daraus all das Selbstvertrauen, dessen er fähig ist. Aber wenn die Inversion die Schranke überschreitet, erzeugt sie Angst und dieser Angst entzieht sich der Mann durch Flucht.

Sein erster Schritt besteht gewöhnlich darin, daß er beginnt, einen Hang zur Untreue zu entwickeln und sich so einer drohenden Gebundenheit zu entziehen. Die eheliche Untreue hat öfters als man glaubt eine Neurose als Ursprung; sie ist nicht Zeichen von Freiheit und Potenz, sondern des geraden Gegenteils. Wie ich schon erwähnte, stellt diese Tendenz einen der Faktoren vor, die zur Eifersucht führen, da sie oft auf die Frau projiziert wird, die man dabei jener Neigungen verdächtigt, die der Mann vielleicht gerade im Begriffe ist zu verdrängen.

Der zweite Schritt erfolgt in der Richtung der Homosexualität. Letzten Endes haben ja Angst und Schuldgefühle, die diese Reaktionen bestimmen, die potentielle Beziehung zu einem andern Mann zur Quelle, sie sind Abkömmlinge des Verhaltens des Knaben zu seinem Vater. Solange eine unbewußte Fixierung an infantile Verhaltensweisen vorhanden ist, ist es für den Mann schwer, sich eine Frau vorzustellen, ohne sich gleichzeitig einen andern Mann vorzustellen, dem sie angehört.

Wie wir schon gesehen haben, ist die homosexuelle Tendenz des

Mannes in Wirklichkeit ein Impuls, diesen „andern Mann“, d. h. also den Vater zu versöhnen, indem er sich mit der Frau identifiziert und seine männliche Einstellung gegen die Mutter durch eine feminine Einstellung gegen den Vater ersetzt. In seinem Liebesleben braucht dieser Mann, wie ich schon erwähnte, eine gewisse Maskulinität der Frau: es ist der Vater, den er in ihr wiederfinden will.

Wenn seine Liebe scheitert, muß er wieder eine Dreieckssituation herstellen, wenn es auch nur in der Phantasie der Fall wäre, um seinen Konflikt mit dem Vater auf homosexuellem Wege zu erledigen.

Wenn seine Liebe nicht ganz unglücklich ist, ist er bis zum Auftreten eines Rivalen ziemlich sicher. Dann allerdings wird die Situation für ihn unerträglich. Statt wie ein Mann darauf zu reagieren, indem er seine Liebe zur Frau beützt, sie glücklich zu machen und sich nur diesem Ziel zu widmen, beginnt er sich mehr mit dem Mann als mit der Frau zu beschäftigen, mehr mit ihrem Verhalten gegen ihn selbst und gegen den andern Mann als mit der Persönlichkeit der Frau selbst.

Sie werden sich erinnern, daß ich gesagt habe, daß die drei Stadien der Eifersucht hervorgehen:

- 1) aus Angst vor Verlust des geliebten Objektes,
- 2) aus Schamgefühl und Verletzung der Selbstliebe zufolge unbewußten Schuldgefühls,
- 3) aus Zorn, in dem das eifersüchtige Individuum Schutz findet, indem es seinen Haß rechtfertigt, der ihm das Empfinden verleiht, im Recht zu sein und ihm so sein verlorenes Selbstgefühl wiedergibt.

Ich möchte in wenigen Worten das Wesentliche von dem, was ich gesagt habe, zusammenfassen. Die Erfahrung hat uns gelehrt, in der Eifersucht ein viel weniger gewöhnliches Phänomen zu sehen, als man im allgemeinen glaubt; ich sehe viel eher in ihr eine Erscheinung auf abnormer und neuropathischer Grundlage. Die Eifersucht zeugt von einem Mangel an Liebesfähigkeit, Mangel an Selbstvertrauen, die, wie sich bei tiefgehender Forschung erweist, aus einem seit der Kindheit nicht überwundenen Schuldgefühl stammen und in der außerordentlichen Abhängigkeit vom geliebten Objekt auf eine Tendenz zur sexuellen Inversion hindeuten. Dieser letztere (homosexuelle) Zug wird im Eifersuchtwahnsinn sehr deutlich, aber ich glaube, daß er in

abgeschwächtem Ausmaß auch in den andern Arten der Eifersucht zu finden ist. Kurz, die Eifersucht ist ein Zeichen von Schwäche in der Liebe und nicht von Stärke; sie nimmt ihren Ursprung eher aus der Angst und aus dem unbewußten Schuldgefühl als aus der Liebe.

Eifersüchtig auf...?

Ein doppelsinniger Ausdruck unserer Umgangssprache

Von

Richard Sterba

Der Psychoanalyse sind im Laufe ihrer Entwicklung und während der raschen Ausbreitung ihres Geltungsbereiches von einer außerordentlich leicht zugänglichen Quelle ständig Fingerzeige für die Forschungsrichtung und Bestätigungen der Forschungsergebnisse reichlich zugeströmt. Diese Quelle mußte deshalb hochwillkommen sein, weil ihr lebendiges Strömen ständig in jedem Einzelnen rege ist, weil jeder Einzelne nicht nur sich an ihr entwickelt, sondern auch umgekehrt an ihrer Entwicklung lebendig teilhat und weil so die aus ihr geschöpften Zuflüsse zur wissenschaftlichen Erforschung des menschlichen Seelenlebens mit überragender Unmittelbarkeit und Lebenswärme überzeugend wirksam sind. Diese Quelle ist die Sprache.

Wir wollen davon absehen, daß die Verwendung sprachlichen Materiales in Träumen und Fehlleistungen eine hervorragende Rolle spielt und daß das Verständnis der Verwendung der Worte im infantilen, primitiven Sinn, also nach dem „Primärvorgang“ unter Anwendung von Verschiebung und Verdichtung im Traum, im Witz und in der Symptombildung der Neurose und Psychose zum Schlüssel der psychopathologischen Mechanismen wurde. Schon der lebendige korrekte Ausdruck unserer täglichen Umgangssprache an sich ist geeignet, uns immer wieder durch die Tiefe des psychologischen Einblicks, den er vermittelt, wenn wir ihn nur recht verstehen, zu überraschen. Man könnte kühn behaupten, die Unkenntnis über unser eigenes Seelenleben reiche so weit, daß wir nicht einmal wissen, was wir sprechen, selbst wenn wir es völlig klaren und überlegten Geistes tun.

Freud kommt auch hier innerhalb der Analyse die befruchtende Erst-erkenntnis zu. Schon die Lösung des Traumproblems in der „Traumdeutung“ gab reichlich Gelegenheit zur Untersuchung alltäglich gebrauchter sprachlicher

Ausdrücke und Wendungen, die durch ihren symbolischen Wert und durch den ihnen immanenten Gehalt an psychologischem Wissen sonderbar erstauen machen. Wie oft stellte wirklich da, wo Begriffe fehlten, zur rechten Zeit ein Wort sich ein, das psychologische Geheimnisse lösen half, wenn man nur seinen geheimen Sinn erriet. Und umgekehrt konnte man aus Erkanntem den geheimen Sinn gewisser Redewendungen verstehen. So erhielt manche harmlose Wendung und mancher alltägliche Ausspruch tiefe Bedeutung als ein Dokument dafür, wie tiefere, unserem Bewußtsein nicht zugängliche Schichten unseres seelischen Apparates unerkannte, schwer entlarvbare Abkömmlinge nach oben ins Bewußtsein senden, die durch ihren Anteil am Bewußtsein entlastend wirken und so die Spannung, unter der jene verdrängten Anteile stehen, einigermaßen verringern. Einen Teil der Gewalt, die vom Wort ausgeht, nicht nur wenn es der Dichter formt, sondern auch wenn es in einfacher Rede vom Mensch zum Menschen geht, dankt die Sprache jenen Abkömmlingen aus tieferen, unter gewaltiger Unterdrückung stehenden Anteilen unserer Seele. Denn auch in der Sprache kommt alle starke Wirkung von solchem unterdrücktem Triebhaften.

Der Ausdruck, den wir hier untersuchen wollen, stammt aus unserer täglichen Umgangssprache; er heißt „auf jemanden eifersüchtig sein“. Es kann leicht beobachtet werden, daß, wenn jemand auf eifersüchtige Regungen seiner eigenen Person oder anderer zu reden kommt, sich für das Verständnis dieser Regungen eine sprachliche Schwierigkeit bietet, die häufig genug eine genauere Exploration notwendig macht. Diese Notwendigkeit erwächst aus dem Doppelsinn unseres Ausdrucks „auf jemand eifersüchtig sein“. Denn wir pflegen diesen Ausdruck im gewöhnlichen Sprachgebrauch sowohl für den Affekt gegenüber dem geliebten Objekt wie auch für den gegenüber dem Rivalen anzuwenden. Wenn jemand sagen will, er verspüre eifersüchtige Regungen einem Rivalen A gegenüber eines geliebten Objektes B wegen, so gestattet ihm der gemeine Sprachgebrauch sowohl zu sagen er sei auf A, wie er sei auf B eifersüchtig. Er wird nun ohneweiters dort verstanden werden, wo das Liebesobjekt eindeutig von vornherein bekannt ist. Sind die Beziehungen aber unklar, so erfordert die sprachliche Ungenauigkeit, von der ich nicht zu entscheiden wage, ob sie eine Inkorrektheit ist, ein genaueres Nachforschen, welches denn das geliebte Objekt und welches der Rivale sei; denn wenn ich bloß aussage, ich bin auf jemanden eifersüchtig, so ist unklar gelassen, ob er das Objekt meiner Liebesstrebung und meines eifersüchtigen Hasses ist und innerhalb dieser uns geläufigen sprachlichen Konstruktion sind Liebesobjekt und Rivale vertauschbar.

Ich meine nun, wir werden nicht irre gehen, wenn wir annehmen, daß eine so auffallende Unzulänglichkeit unserer Umgangssprache der Widerschein einer Doppelsinnigkeit des psychologischen Tatbestandes ist, der ausgedrückt werden soll.

Die Pathologie kennt nun eine merkwürdige wahnbildende seelische Erkrankung, die als Eifersuchts wahn bezeichnet wird. Dieser Wahn besteht darin, daß der Erkrankte völlig ungerechtfertigterweise seinen Ehe- oder Sexualpartner sexueller Beziehungen mit einem oder mehreren Dritten beschuldigt, obwohl das Verhalten des beschuldigten Objekts nicht im entferntesten zu solcher Beschuldigung Anlaß gibt oder solchen Verdacht irgend rechtfertigt. In auffälliger Weise richtet sich die Aggression, die dieser Eifersucht entspringt, nicht gegen den Dritten, sondern regelmäßig gegen den eigenen Liebespartner, meist in recht brutaler, oft gefährlicher Form. Die psychogenetische Tiefenforschung nun läßt erkennen, daß diese Wahnbildung nichts anderes darstellt als die Abwehr einer starken homosexuellen Triebwelle, deren Objekt der vermeintliche Rivale ist. Diese Abwehr erfolgt nach der Formel: nicht ich liebe ihn, sie liebt ihn ja. Diese Eifersucht entspringt also nicht einer Liebe zu jener Person, die anscheinend das geliebte Objekt ist, sondern einer pathologischen, unbewußten homosexuellen Einstellung gegenüber einem Objekt, das in der endgültigen psychotischen Prägung als Rivale erscheint. Hier sind also homosexuelle Wünsche der Ausgangspunkt der eifersüchtigen Regung.

Man findet nun nicht allzuselten, daß eine solche positive Beziehung zum Rivalen auch in die normale Eifersucht eintritt. Freud schreibt darüber in dem Aufsatz „Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität“ (Ges. Schriften, Bd. V) folgendes: „Es ist immerhin bemerkenswert, daß die konkurrierende oder normale Eifersucht von manchen Personen bisexuell erlebt wird, d. h. beim Mann wird außer dem Schmerz über das geliebte Weib und dem Haß gegen den männlichen Rivalen auch Trauer um den unbewußt geliebten Mann und Haß gegen das Weib als Rivalin zur Verstärkung wirksam.“ In den Ansätzen wird nun das bisexuelle Erlebnis der Eifersucht ebenso allgemein gültig sein wie die Bisexualität selbst, die ja am Beginn der Libidoentwicklung von uns allen steht. Die Bewältigung der homosexuellen Komponente dieser Bisexualität bedeutet für unsere Kulturepoche den normalen Ausgang der psychosexuellen Entwicklung. Eine homosexuelle Verstärkung der Eifersucht, die bei pathologischen Fällen oft so deutlich wird, ist dann im allgemeinen nur in geringem Grade wirksam. Aber wie so häufig findet sich doch ein Rest aus dieser nunmehr bewältigten, früheren Entwicklungsphase, von

uns im allgemeinen übersehen und seiner geringfügigen Bedeutung zufolge übersehbar. Diesen Rest der Bisexualität im Erlebnis der normalen Eifersucht nun meine ich in der Unklarheit des Ausdrucks „auf jemanden eifersüchtig sein“, in seinem Doppelsinn durch die Vertauschbarkeit von Liebesobjekt und Rivalen sehen zu dürfen. Es berührt regelmäßig sehr sonderbar, wenn diese mangelhafte Präzision unserer für affektive Tatbestände sonst so zur präzisen Formulierung geeigneten Sprache ein genaueres Nachfragen nötig macht, ob, wenn ich auf jemanden eifersüchtig bin, er mein geliebtes Objekt oder mein Rivale ist. Die Tatsache der Möglichkeit einer Umkehr solcher eifersüchtiger Beziehung von geliebtem Objekt zu Rivalen und von Rivalen zu geliebtem Objekt, wie sie in pathologischen Fällen regelmäßig, in normalen bisweilen zulässig ist, und die von einer allgemein als Ausgangspunkt gültigen bisexuellen Einstellung ihren Ursprung nimmt, erklärt uns diese so auffällige Unklarheit eines so gebräuchlichen Ausdrucks.

Es ist von Interesse, daß in der englischen Sprache der Ausdruck „to be jealous“ ebenso doppelsinnig anwendbar ist wie das deutsche „eifersüchtig sein“. Wenn es heißt „I am jealous of him“ oder „of her“, so bleibt dabei unklar, ob der, bzw. die Betreffende geliebtes Objekt oder Rivale ist und auch hier gilt die Vertauschbarkeit von geliebtem Objekt und Rivalen innerhalb der sprachlichen Konstruktion. Das Gleiche gilt für den französischen Ausdruck „être jaloux de quelqu'un“.

Die Analyse eines Eifersuchtswahnes

Die psychoanalytische Literatur ist nicht allzureich an ausführlichen Krankengeschichten. Die verworrene Dreidimensionalität der seelischen Vorgänge läßt sich nicht leicht mit den linearen Mitteln der schriftlichen Fixierung wiedergeben. Während der relativ langen psychoanalytischen Behandlung quillt das seelische Material nicht nur gelegentlich, sondern geradezu regelmäßig (d. h. in Befolgung der sogenannten „psychoanalytischen Grundregel“) ungeordnet und scheinbar völlig sinnlos hervor, und wenn darüber berichtet werden soll, muß nicht nur Geduld beim Leser, sondern auch eine nicht häufig gegebene epische Gestaltungsgabe beim Berichtenden vorausgesetzt werden. Man kennt die klassischen Beispiele hiefür bei Freud selbst: seine fünf großen Krankengeschichten, die im VIII. Band seiner „Gesammelten Schriften“ vereinigt sind. Viele seiner Schüler haben es vor-

gezogen, sich mit der Aufgabe der Darstellung eines ganzen analytischen Falles nicht zu messen und aus ihrem Material nur jene Bruchstücke wiederzugeben, die für die jeweilige wissenschaftliche Frage gerade von Wichtigkeit waren. Kritiker der Psychoanalyse haben ihr auch gelegentlich die Seltenheit der von A bis Z reichenden Krankengeschichten zum Vorwurf gemacht. Ist aber mitunter doch der Versuch gemacht worden, mit annähernder Vollständigkeit den Gang einer Analyse chronologisch zu erzählen, ergriffen dieselben Kritiker die Flucht vor der Ausführlichkeit und materialgegebenen Kompliziertheit des Berichtes, an dessen Hand sie nun doch einmal die Folgerungen des Analytikers schrittweise kontrollieren hätten können.

Man muß also besonders dankbar sein, wenn einmal ein für die schriftliche Darstellung mehr als andere geeigneter Fall auch den geeigneten Darsteller findet. Und es sei daher hier die Gelegenheit benützt, im Anschluß an die beiden vorangegangenen — dem Thema der „Eifersucht“ gewidmeten — Aufsätze, darauf hinzuweisen, daß vor kurzem eine Arbeit in Buchform erschienen ist, die nicht nur geeignet ist, Freuds These über die Herkunft und über den Charakter des Eifersuchtszwahnes, diese dem Fernstehenden aufs erste Gehör so unwahrscheinlich und weithergeholt erscheinende These, deutlich zu illustrieren, sondern die auch ein Bild über den Gang einer psychoanalytischen Behandlung in überaus geschickter und fesselnder Weise vermittelt, sodaß sie auch aus diesem Gesichtspunkt aus — gewissermaßen als einführende Orientierung über die Behandlungsmethode und über die Rolle der Traumanalysen in ihr — empfohlen werden muß.

„Die Analyse eines Eifersuchtszwahnes“ heißt das Buch der Psychoanalytikerin Dr. Ruth Mack Brunswick.¹ Der Behandlungsfall, den die amerikanische Ärztin darin schildert, rührt von ihrem Wiener Aufenthalt her. Es handelte sich um eine kümmerlich entwickelte, jedoch intelligente und nicht ganz reizlose, dreißigjährige Proletarierfrau. Anderthalb Jahre vor Beginn der Behandlung hatte sie ihren gleichaltrigen Mann geheiratet. Sie war beim Geschlechtsverkehr völlig frigid und gegen alle Annäherungen ihres Mannes, die über das Maß eines sanften Kusses hinausgingen, völlig ablehnend. Intensive Vaginalkrämpfe machten für sie den Geschlechtsverkehr sehr schmerzhaft und fast unmöglich. Der gelegentlich doch vollzogene Geschlechtsverkehr hatte dann immer zwei bis drei Wochen andauernde heftige Blutungen zur Folge. Zur Behandlung führte jedoch ein psychisches Symptom. Die Patientin (die ihre Mutter im dritten Lebens-

1) Ruth Mack Brunswick. Die Analyse eines Eifersuchtszwahnes. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1929. Geheftet M. 2'60, Ganzleinen M. 4'—.

jahr verloren hatte) hatte eine Stiefmutter. Sie verdächtigte nun ihren Mann in der heftigsten Weise, mit ihrer Stiefmutter (seiner Stiefschwiegermutter) in unerlaubten erotischen Beziehungen zu stehen. Tatsache war, daß die mehr als fünfzigjährige Stiefmutter, die unsere Patientin nie recht gemocht hatte, mit dem Schwiegersohne auf gutem Fuße stand, und diese gute (allerdings allem Anschein nach die Grenzen des Erlaubten durchaus nicht überschreitende) Beziehung aus spöttischer Bosheit keineswegs aufzugeben gewillt war, als das Mißtrauen und die Eifersucht der Patientin sich in immer deutlicherer Weise manifestierten. Es kam zu wüsten Eifersuchtsszenen, Wutanfällen und schweren Abwesenheitszuständen, Selbstmorddrohungen und Selbstmordversuchen, Polizei und Irrenärzte traten auch schon auf den Plan und schließlich landete die unruhige Proletarierfrau mit der Diagnose Eifersuchtsparanoia — scheu und voller Mißtrauen — im Behandlungszimmer der Analytikerin.

Wenn wir schon eingangs ausgeführt haben, welche Schwierigkeiten einer psychoanalytischen Krankengeschichte beschieden sind, so wollen wir uns nicht erlauben, den auf 60 Druckseiten zusammengedrängten Bericht Mack Brunswicks in einer noch weiteren Verkürzung wiederzugeben. Es kann also hier nur manches angedeutet werden, worüber die Analyse der amerikanischen Autorin handelt. Wir vernehmen vor allem Verschiedenes aus der Jugendgeschichte der Patientin, so wie es im Laufe der Analyse auftauchte. Es erwies sich, daß eine entscheidende Rolle der Schwester zuzuschreiben war. Die Schwester war um zehn Jahre älter als die als Kind ihrer Obhut anvertraut gewesene Patientin. Die Schwester Luise war bereits als Kind körperlich gut entwickelt und von angenehmem Äußern, aber geistig zurückgeblieben. Bereits vor Eintritt der Pubertät hatte sich Luise als Prostituierte betätigt. (Dieser Lebenswandel brachte Luise später eineluetische Infektion ein.) Als unsere Patientin 14 Jahre alt war, kam Schwester Luise, 24jährig, mit progressiver Paralyse in eine Irrenanstalt, wo sie fünf Jahre später starb. Beide Mädchen litten — auch noch als Erwachsene — an Bettnässen.

Gleich in den ersten Behandlungsstunden konnte die Patientin von Träumen berichten, die in Kürze zu einer Analyse der infantilen Sexualstrebungen (und vor allem zum Moment der Onanieverführung durch die Schwester Luise) hinleiten konnten. Der erste Traum, den sie erzählte, war ein Angsttraum, der bei ihr seit Beginn des pathologischen Zustandes ständig wiederkehrte: *„Ein schwarzer Mann kommt zu der Patientin und hat Geschlechtsverkehr mit ihr. Sie hat beim Koitus große Angst, kommt aber zum Orgasmus.“* Auf Befragen nach Einzelheiten gibt sie als

auffällig an, daß der schwarze Mann im Traume eine — für einen Mann ungewöhnliche — große flatternde Masche getragen habe. Und fügt plötzlich spontan hinzu: „Gerade so eine Masche hat meine Schwester in ihrem schönen blonden Haar getragen.“ Vom blonden schönen Haar ihrer Schwester spricht die Patientin immer voll Bewunderung. In einer späteren Analysestunde taucht der Patientin folgendes Erinnerungsbild auf: Sie sieht ihre Schwester Luise als zwölfjähriges Mädchen nackt vor sich stehen. Sie hat dichte schwarze Schamhaare, die in der damals zweijährigen Patientin solche Bewunderung erregen, daß sie wie gebannt hinsieht, bis die Schwester ihr verbietet, „dorthin“ zu sehen. Diese Bewunderung hat sich offenbar von den schwarzen Schamhaaren auf die blonden Schamhaare verschoben. Und läßt uns — unterstützt von dem sonstigen Material dieser Analyse — bald erkennen, daß der schwarze Mann, der eine Masche trägt, wie sie die Schwester hatte, die Schwester selbst darstellt. Im Anschluß an diesen Traum taucht in der Patientin eine Kindheitserinnerung aus ihrem neunten Lebensjahre auf. Sie wird bei mutueller Onanie mit einem fünf Jahre älteren Mädchen ertappt, gründlich durchgeprügelt und belehrt, was sie taten, sei eine Sünde und führe zu Krankheit. Unsere Patientin reagiert mit Angst, Schuldgefühl und Haß gegen die Gefährtin.

Die Vermutung, daß nicht diese Gefährtin die eigentliche und erste Verführerin gewesen sei, bestätigt sich bald. Zunächst kommt zwar die Schwester in den Onanieträumen der Patientin nicht vor, aber dann taucht die Erinnerung auf, daß sie bis zum vierten Lebensjahre mit der zehn Jahre älteren Schwester Luise in einem Bette geschlafen habe, und daß die Schwester immer sehr zärtlich mit ihr gewesen sei. Das langandauernde Sträuben der Patientin, die Rolle zuzugeben, die ihre Schwester in ihrer eigenen Masturbation gespielt hat, wird zum Hauptwiderstand der Analyse. In einem ihrer Träume kommt aber dann bald die Schwester Luise vor, die mit der Patientin in ein dunkles Klosett hineingeht, sie auf den Schoß nimmt und sie masturbiert. Aus verschiedenen anderen Träumen erfahren wir von der Rolle des „Penisneides“ und der Kastrationsangst in der Entwicklung der Patientin. (In einem ihrer Träume wächst ihr die Klitoris während der Masturbation bis zur Größe des Gliedes eines Pferdes, das sie am Vorabend gesehen hatte.)

Das Symptom des Bettnässens gelangt auch allmählich zur Erhellung. Es taucht eine wichtige Kindheitserinnerung auf: an eine Szene, die im dritten Lebensjahr der Patientin spielt. Die Kleine geht im Park mit ihrer älteren Schwester spazieren. Die Schwester versammelt, wie gewöhnlich, eine Menge von Burschen um sich, mit denen sie sich zur Empörung und

Demütigung der vernachlässigten Kleinen lachend unterhält. Die Patientin hat plötzlich Harndrang. Das Urinieren geht im Freien aber schwerer als zu Hause, weil sie geschlossene Hosen an hat. Sie verlangt, daß die Schwester ihr die Hosen aufknöpft, und zieht so ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die Schwester erfüllt ihr Verlangen und kehrt dann zur Unterhaltung mit den Burschen zurück. Die Kleine beginnt daraufhin während und nach dem Urinieren mit ihrem Genitale zu spielen, zieht auf diese Weise noch einmal die Aufmerksamkeit der Schwester auf sich, diesmal aber in Form von Vorwürfen. Luise sagt streng, die Kleine wisse wohl, daß sie das auf der Straße nicht machen dürfe; sie droht, sie werde ihr den anstößigen Körperteil abschneiden und sie von einem Polizeimann wegführen lassen, wenn sie sich nicht besser benehmen könne.

Die Kleine verbindet offenbar die Drohung mit einem vorhergegangenen Vergleich zwischen sich und dem Bruder, und glaubt von diesem Augenblick an, man habe ihr das Genitale abgeschnitten. Sie erinnert sich, diese Meinung verschiedenen Familienmitgliedern geäußert zu haben und deshalb verspottet worden zu sein. (Der spätere Spott der Stiefmutter über die Unwissenheit der Patientin in sexuellen Dingen bekommt wahrscheinlich seine verletzende Wirkung zum großen Teil von diesem früheren Spott über einen schwerwiegenden körperlichen Mangel.)

In der erinnerten Kindheitsszene verfolgt das Urinieren offenbar den Zweck, die Aufmerksamkeit der mit den andern beschäftigten Schwester zu fesseln. Auch bei einem kleinen Mädchen ist ja das Urinieren mit dem Herzeigen der Genitalien verbunden. Dieses Herzeigen müssen wir als eine Aufforderung auffassen, als ob sie sagen wollte: „Komm und spiel mit mir, wie du es zu Hause machst. Ich bin genau so gut (potent) wie diese Jungen.“ Dieser Verführungsversuch schlägt aber fehl, das Herzeigen der Genitalien bleibt ohne Wirkung. Der nächste noch deutlichere Schritt ist das Spielen mit den Genitalien, die exhibitionistische Onanie eines Kindes, das sein eigenes Genitale zeigt, um als Revanche das der andern Person zu sehen zu bekommen. Dabei ist auch ein Racheelement mitenthalten (wie es sich gewöhnlich in den Handlungen abgewiesener Frauen findet). Eine Person, die ganz zufrieden onaniert, braucht keinen Gefährten; ihre Einstellung ist: „Wenn du dich nicht um mich kümmerst, so werde ich mich eben selbst unterhalten und befriedigen.“

Nicht unbeachtet darf bleiben, daß die zum Teil bereits erwähnten Träume, in denen von Onanie die Rede ist, und viele andere Onanieträume der Patientin in den Monaten der psychoanalytischen Behandlung, nicht etwa bereits am Anfang der Analyse vorgefallen waren. Vielmehr war das offene

Auftreten der Onanie in den Träumen bereits die Konsequenz von gewissen Anfangserfolgen in der Analyse. Die Auslösung der Onanieträume erfolgte durch folgenden Vorfall. Die Patientin hat die Periode und ihre Binde preßt sich beim Gehen gegen das Genitale. Plötzlich merkt sie, wie ein elektrischer Strom von der Klitoris ausgeht und sich tief in die Vagina hinein erstreckt. Es ist dies das erstmal, daß sie irgend eine Art Empfindung in der Vagina hat. Sie sagt, daß „der elektrische Strom, den sie bisher im Kopf gefühlt hat“ (eines der Symptome, an denen die Umgebung die Krankhaftigkeit ihrer Eifersuchtsszenen erkannt hatte), jetzt offenbar auf das Genitale verschoben worden ist. Auf die Entgegnung der Analytikerin, daß er vielleicht nur zu seinem ursprünglichen Sitz zurückgekehrt ist, leuchtet ihr Gesicht auf und sie sagt lebhaft, daß sie jetzt die Bedeutung des rätselhaften elektrischen Stroms im Kopf verstehen könne. Er ist nichts anderes als ein verschobenes Sexualgefühl. Die Analytikerin fügt noch hinzu, daß es ein verdrängtes Sexualgefühl ist, ein Gefühl, das sie nicht anerkennen wollte und das deshalb auf die Suche nach einem andern Ausweg gehen mußte. Es sei die Verbindung mit der verbotenen Onanie, die einen solchen Umweg der Befriedigung notwendig mache; denn die frühen Sexualgefühle stammen ja fast alle von der Onanie. (Die schockartige Natur des Sexualgefühls ist ja wirklich dem elektrischen Schlag sehr ähnlich.) Daraufhin bringt die nächste Stunde die ersten Träume, in denen die Onanie wirklich vorkommt.

Wenngleich in einer paranoiden Psychose die Übertragungsfähigkeit zum mindesten stark eingeschränkt ist, bietet die Analyse dieses Eifersuchtwahnes gerade auch in bezug auf die Rolle der Übertragung äußerst instruktives Material. Es konnte für die Analytikerin nicht überraschend sein, daß die Patientin in einer bestimmten Phase der Analyse ihre unbewußten homosexuellen Empfindungen gegenüber ihrer verstorbenen Schwester Luise nunmehr auf ihre Ärztin übertrug. So wie in ihrer Krankengeschichte die Heirat der Anlaß zum Durchbruch des homosexuell begründeten Eifersuchtwahnes der Patientin war, bot sich auch in der Analyse eine äußere Gelegenheit, diese homosexuelle Eifersucht auf die Analytikerin aufflackern zu lassen. Eines Tages mußte Frau Dr. Mack Brunswick mit dem Manne der Patientin (im Interesse deren sozialer Existenz) eine Unterredung haben. Am ersten Tag nach dieser Unterredung hat die Patientin alle Träume vergessen und findet wenig zu sagen. Am zweiten Tag kommt sie um eine halbe Stunde zu spät; sie entschuldigt sich damit, daß sie sich in der Straßenbahn geirrt habe. Bald nimmt der Widerstand noch auffälliger Formen an. Die Patientin beschuldigt die Analytikerin, sie hätte am Telephon englisch über sie gesprochen. Die Analytikerin sei im Bunde mit Schwiegermutter und Gatten.

Schließlich zwingt das analytische Material im Verlaufe einiger Stunden die Patientin zum Geständnis, daß sie von einer rasenden Eifersucht auf die Analytikerin ergriffen worden war. „Eine panikartige Angst hatte sie ergriffen, die Außenwelt war plötzlich nicht mehr vorhanden, sie wußte nur von einem ungeheuren Brausen und elektrischen Summen in ihrem Kopf und der Gedanke packte sie, daß mir ihr Mann sicher besser gefallen würde als sie selbst. Sie hatte sich in die Hände gebissen und gewußt, daß ihr nichts übrig bliebe, als sich umzubringen.“

Wir müssen der Versuchung widerstehen, weitere Proben aus dem Material dieser Analyse hier anzuführen. Es muß der Lektüre der Arbeit von Dr. Mack Brunswick selbst überlassen werden, an Hand der analytischen Materials, insbesondere der Traumdeutungen zu verfolgen, wie die Details der Onanierverführung allmählich auftauchen (übrigens auch eine belauschte Ehebettszene zwischen den Eltern), welche Rolle der Penisneid des Mädchens spielt, welche die homosexuelle Eifersucht, die Todesphantasien, das Schuldgefühl wegen der Untreue an der Schwester zufolge mutueller Onanie mit anderen Mädchen, schließlich die Erledigung der einzelnen paranoischen Phasen zu verfolgen, die Eifersucht, die negative Übertragung, und die dritte Phase, die zur glücklichen Beendigung der Analyse führte. Schon während der Analyse konnte die Patientin berichten, daß sie zum erstenmal den Geschlechtsverkehr ausgeführt habe, ohne Schmerzen, Blutungen oder Krämpfe zu bekommen. Während des Verkehrs bekam sie das Jucken am Genitale, das sich in der letzten Zeit unter andern Umständen sehr fühlbar gemacht hat; beim Koitus steht es an Stelle der normalen lustvollen Sensationen. Unmittelbar nach dem Verkehr träumte sie von einem Koitus, diesmal aber in Begleitung eines allgemeinen Wollustgefühls, das von der Vagina seinen Ausgang nimmt. Am nächsten Tag ist der Wunsch zu onanieren so stark, daß sie sich zum erstenmal traut, ihm nachzugeben. Sie ist dabei völlig anästhetisch, das Genitale reagiert in keiner Weise auf die Berührung.

Nach Schluß der Analyse, die nicht mehr als zweieinhalb Monate gedauert hatte, hat die Patientin (nachdem sie noch vier Tage vorher einen letzten Anfall hatte: die Anwesenheit ihrer Schwester halluzinierte und einen Wutausbruch mit starken Sensationen im Kopf hatte) alle ihre Symptome verloren. Der Verkehr mit ihrem Manne ist befriedigend und lustvoll. Die wahnhaften Eifersuchtsvorstellungen und Eifersuchtsempfindungen sind verschwunden. (Daß sie mit Mann und Schwiegermutter dennoch auch weiter nicht gut auskommt, hat seine guten Gründe. Die Analytikerin hat die beiden Partner der Patientin kennen gelernt und

bemerkt trocken: „ich kann mir vorstellen, daß auch ein Gesunder nicht ohne weiteres mit ihnen auskommen würde.“ Schließlich waren diese Beiden — wahrscheinlich zum Schaden unserer Patientin und auch der sonstigen Mitwelt — nicht in Analyse.) Das Benehmen der geheilten Analysandin ist nunmehr ruhig und heiter und sie zeigt — schreibt die Analytikerin — „nichts von der übertriebenen Dankbarkeit, die das Zeichen einer ungelösten Übertragung ist und so leicht die Basis für einen späteren Rückfall abgeben kann“.

In einem theoretischen Schlußkapitel beschäftigt sich Frau Dr. Ruth Mack Brunswick mit der Spezialdiagnose dieses Falles und untersucht, inwieweit die von Freud entdeckten und beschriebenen Mechanismen bei der Paranoia, der Homosexualität und dem Eifersuchtswahn hier zutreffen. Daß die eingangs erwähnte — und ohne entsprechende psychoanalytische Erfahrung so phantastisch klingende — Freudsche Feststellung, die im Eifersuchtswahn befangene Person beschuldige ihren Liebespartner der Beziehung zu jener dritten Person, der gegenüber sie selbst eine verdrängte homosexuelle Einstellung habe, auch durch diesen von Mack Brunswick ausführlich beschriebenen Fall eine Bestätigung erfährt, wird man auch aus diesem begreiflicherweise nur Stichproben der Analyse bietenden Referat ersehen können.

A. J. St.

Über die Eifersucht

Montaigne:

Die Eifersucht ist unter den Seelenkrankheiten diejenige, welcher die meisten Dinge zur Nahrung und die wenigsten als Heilmittel dienen.

Spinoza:

Eifersucht ist der mit Neid verbundene Haß gegen den geliebten Gegenstand.

Nietzsche:

Neid und Eifersucht sind die Schamteile der menschlichen Seele. Der Vergleich kann vielleicht fortgesetzt werden.

Die Psychoanalyse als Rivalin der Literaturwissenschaft

Von

Walter Muschg

Wir haben im vorigen Heft dieser Zeitschrift Mitteilung über die Antrittsvorlesung gemacht, die Dozent Dr. Walter Muschg an der Universität Zürich vor kurzem hielt. Wir freuen uns nun, darauf hinweisen zu können, daß diese Antrittsvorlesung mittlerweile auch im Druck erschienen ist. (Unter dem Titel „Psychoanalyse und Literaturwissenschaft“, im Junfermann und Dünhaupt Verlag, Berlin.) Was schon aus unserem kurzen — auf dem Bericht der „Neuen Zürcher Zeitung“ fußenden — Referat hervorging, bestätigt sich nun bei der Lektüre der Broschüre: wir haben es hier mit einer äußerst gedankenreichen Auseinandersetzung zu tun, die der Forschungsmethode der Psychoanalyse in ausgezeichnete Weise sinnvolles Verständnis entgegenbringt. Die Psychoanalyse ist nicht sehr verwöhnt: wohlgemeinte Komplimente bekommt sie wohl neuestens von wissenschaftlicher Seite nicht mehr selten zu hören, doch etablieren sie sich oft auf einem Mißverständnis der Psychoanalyse oder sie sind mit Vorbehalten verquickt, die gerade Wesentlichem und uns unerläßlich Scheinendem gelten. Im Falle Muschg jedoch begegnen wir einmal einem außenstehenden Kritiker, von dessen Seite die Anerkennungen uns ebenso wertvoll erscheinen, wie die Einwendungen beachtenswert. Auch sind seine Feststellungen durchaus instruktiv; z. B. der Hinweis auf den direkten Einfluß der Psychoanalyse auf die zeitgenössische Dichtung. Der deutsche Expressionismus (Franz Kafka, Arthur Döblin) sei ohne Freud nicht denkbar. In Frankreich sei der Name Freuds das Lösungswort ganzer literarischer Gruppen geworden. Freuds Werk sei ein Ferment in der Entwicklung der modernen Dichtung, es erschütterte viele Dichter mit unverkennbarer Gewalt.

Sehr präzise mißt Muschg die Distanz zwischen der Psychoanalyse und der Literaturwissenschaft ab. Für den Psychoanalytiker sei „nicht das vollendete Werk, sondern das Wie und Warum seines Entstehens das Verlockende... Nicht die einzelne begnadete Dichtung, sondern das Dichten als allgemeines, zum mindesten als massenhaftes Phänomen steht im Mittelpunkt der Betrachtung... Die Ausnahme, auch die geniale, wird da überall relativiert oder doch den Maßstäben für das Gewöhnliche angenähert“. Die Anwendung der Psychoanalyse in der Literaturwissenschaft werde von den Zünftigen dieser Disziplin wie ein Einbruch unruhestiftender Barbaren empfunden. Dieser Einbruch sei aber durchaus verständlich als Reaktion auf die öde Kunstideologie und Naturentfremdung. Angesichts der radikalen Psychologisierung der dichterischen Phänomene durch die Psychoanalyse „mag der Literaturhistoriker sehen, wie tief er tatsächlich in der Legendenbildung befangen ist, die der Historiographie heute von mehr als einer Seite zum Vorwurf gemacht wird“. Als besonderes Verdienst der Psychoanalyse führt Muschg unter anderem

auch die Interpretation des dichterischen Naturgefühls an. Den psychoanalytischen Gedanken vom Zusammenhang zwischen der Sehnsucht nach der Natur und der Mutterleibspheantasie bezeichnet er als faszinierend: die Frage des künstlerischen Realismus sei damit auf einer neuen Grundlage zur Diskussion gestellt.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß Muschg findet, die psychoanalytische Literatur gefalle sich, abgesehen von Freud, vielfach in dem „mit Recht verrufenen Medizinerdeutsch“. Er hat allerdings auch eine Erklärung für diese „stilistische Zuchtlosigkeit“. Dieses „wenig gepflegte Gebaren“ entspreche — angesichts des psychoanalytischen Interesses für die latenten Konflikte des Kunstwerkes und der Nichtbeachtung der Formmeisterung — „jenem rücksichtslosen Übermut, zu dem sich die Träger einer programmatisch zugespitzten Kampfthese jederzeit gern bekannt haben“. Es gibt allerdings psychoanalytische Autoren, für die Muschg keine Toleranz übrig hat. Er bezeichnet Sadger als einen gänzlich subalternen Vielschreiber, seine Schriften als üble Machwerke und fügt hinzu: „Zur Ehre der Bewegung ist zu sagen, daß solche Schriften nie den wahren Stand ihres literaturwissenschaftlichen Interesses verraten haben.“ So rühmt Muschg z. B. an den „Gemeinsamen Tagträumen“ von Hanns Sachs die „ausgezeichnete Sachkenntnis und Schreibart“.

Wir wollen zum Schluß nicht versäumen, unsere Leser auf die Broschüre selbst zu verweisen. Hier wollen wir nur noch — mit Genehmigung des Autors und des Verlags — die letzten Seiten der Broschüre zum Abdruck bringen.

A. J. St.

Dank ihrem Ziel, der Erforschung des unbewußten Denkens, ist für die psychoanalytische Literaturforschung nirgends die Erfassung und Nachgestaltung der großen Persönlichkeit die bestimmende Absicht. Ihr Interesse ist auf die überindividuellen Zusammenhänge gerichtet, und diese Zusammenhänge erstrecken sich nicht über Jahrzehnte oder Jahrhunderte, höchstens über ein Jahrtausend wie in der übrigen Literaturwissenschaft, sondern über jene unendlich größeren Zeiträume hin, wie sie der Mythenforschung und der Urgeschichte vertraut sind. Sie setzt den neuzeitlichen Autor unbedenklich mit jenen entrückten Kulturstufen in eine genau modifizierte Verbindung, denn sie glaubt die Nachwirkung jener Epochen in gewissen Äußerungen des modernen Menschen wieder aufzufinden. Der Dichter ist ihr in erster Linie als psychischer Grenzfall wichtig, der jene Zusammenhänge in besonderer Wucht und Klarheit zeigt. Wo sie das Material, das sie braucht, außerhalb der Dichtung findet, ergreift sie es mit demselben Eifer und setzt es als ebenbürtig neben die Bestandteile der zerpfückten Kunstwerke hin. Auf diese Weise hat etwa, um noch ein Beispiel zu zitieren, Otto Rank das Motiv der „Nacktheit in Sage und Dichtung“

verfolgt und eine allerdings schwer vergeßbare Geschichte und Erklärung des nackten Menschen in der Dichtung skizziert. Er geht den verdrängten Regungen des Exhibitionismus nach und zeigt im Traum von der eigenen Entblößung und Fesselung, aber auch im Traum von der übertriebenen Kleiderpracht und der körperlichen Entstellung das Wirken der Zeigelust; das Widerspiel liefert die Schaulust mit den Motiven der Blendung, der verschwundenen und der wiederentdeckten Geliebten und der eigenen Unsichtbarkeit. Die Deutung dieses Motivbestandes wird nun, dem psychoanalytischen Grundsatz getreu, ohne weiteres auf die Dichtung übertragen. Dem Eindruck der Dynamik, welche hier scheinbar zusammenhanglose Themata der Poesie verkettet und in eine sinnvolle Abhängigkeit setzt, kann sich wissenschaftlicher Sinn für die Literatur nicht entziehen.

Im Drama dieser so ungewohnt gesehenen zeitlosen Beziehungen fehlt aber völlig die Gestalt der aus einmaligem Antrieb schaffenden Dichterpersönlichkeit. Das Verfahren, das ihm zugrunde liegt, scheint eine bloße Wiederholung jener Stoff- und Motivgeschichten, die einst auf dem Boden der materialistischen Kunstwissenschaft gefordert und durchgeführt worden sind. Aber dieses erste Urteil trägt. Im Gegensatz zu jenen früheren Versuchen liegt hier nicht eine vom Material der Literaturgeschichte her konzipierte oberflächliche Orientierungsmethode vor, sondern die legitime Anwendung eines konsequent aufgebauten anti-individualistischen Systems der Psychologie. Dieses System drängt auf Schritt und Tritt nach der Aufhellung des dichterischen Prozesses als eines kollektiven, mit dem Menschen selber gegebenen, sozialen Phänomens hin, das sich in allen Zeiten und Völkern mit zahllosen Spielarten, als alltägliches Wortspiel wie als beinahe unvergleichliche Tragödie, durchzusetzen weiß. Für die Bewertung einer so umfassenden Erscheinung scheint tatsächlich das fruchtbarste Prinzip zunächst jenseits der ästhetischen Betrachtung, in jenem rationalen Forschungswillen zu liegen, den Freud in seiner zuerst anonym erschienenen Abhandlung über den „Moses des Michelangelo“ von sich bekannt hat: „Kunstwerke üben eine starke Wirkung auf mich aus, insbesondere Dichtungen und Werke der Plastik, seltener Malereien. Ich bin so veranlaßt worden, bei den entsprechenden Gelegenheiten lange vor ihnen zu verweilen, und wollte sie auf meine Weise erfassen, d. h. mir begreiflich machen, wodurch sie wirken. Wo ich das nicht kann, z. B. in der Musik, bin ich fast genußunfähig. Eine rationalistische oder viel-

leicht analytische Anlage sträubt sich in mir dagegen, daß ich ergriffen sein und dabei nicht wissen solle, warum ich es bin, und was mich ergreift.“ Klarer und schöner ist wohl die Grundvoraussetzung aller wissenschaftlichen Kunstbetrachtung selten ausgesprochen worden, und erst die Konsequenzen, die in der Psychoanalyse aus ihr gezogen werden, nicht die Voraussetzung selbst, können den Widerspruch der Fachvertreter erregen, sofern sie sich überhaupt zum Prinzip der strengen Wissenschaftlichkeit bekennen.

In Wahrheit findet man aber bei Freud selbst, so reichlich seine Schriften die Kritik der Psychologen herausfordern mögen, Belege genug dafür, daß sich seine Entschlossenheit zur psychologischen Erforschung auch der Kunst sehr wohl mit der Anerkennung eines unlösbaren Geheimnisses im großen Schöpfer-tum verträgt. Woraus vermöchte sich denn, wenn es anders wäre, sein unablässiges Interesse für die Kunst zu nähren! Ich erinnere an jene Sätze am Schluß seiner Arbeit über Leonardo da Vinci, wo er die frevelhaft anmutende Untersuchung am Seelenleben eines Genies mit den Worten abbricht: „Wir müssen hier einen Grad von Freiheit anerkennen, der psychoanalytisch nicht mehr aufzulösen ist. Ebensowenig darf man den Ausgang dieses Verdrängungsschubes als den einzig möglichen Ausgang hinstellen wollen. Einer anderen Person wäre es wahrscheinlich nicht geglückt, den Hauptanteil der Libido der Verdrängung durch die Sublimierung zur Wißbegierde zu entziehen; unter den gleichen Einwirkungen wie Leonardo hätte sie eine dauernde Beeinträchtigung der Denkarbeit oder eine nicht zu bewältigende Disposition zur Zwangsneurose davongetragen. Diese zwei Eigentümlichkeiten Leonardos erübrigen also als unerklärbar durch psychoanalytische Bemühung: seine ganz besondere Neigung zu Triebverdrängungen und seine außerordentliche Fähigkeit zur Sublimierung der primitiven Triebe. Da die künstlerische Begabung und Leistungsfähigkeit mit der Sublimierung innig zusammenhängt, müssen wir zugestehen, daß auch das Wesen der künstlerischen Leistung uns psychoanalytisch unzugänglich ist.“ Angesichts dieses Ausspruchs versteht es sich von selbst, daß die Psychoanalyse Freuds von jedem, der ihr eine restlose begriffliche Zergliederung des Kunstwerks und des Künstlers zutraut oder als Intention zuschreibt, mißverstanden worden ist.

Wenn also Freud an einer anderen Stelle, wo er auf den Gedanken einer psychoanalytischen Hochschule anspielt, in den Lehrplan des analytischen Unterrichts auch Fächer einstellen möchte, die dem

Arzt heute fern liegen, nämlich Kulturgeschichte, Mythologie, Religionspsychologie und Literaturwissenschaft, so kann damit nicht die Ersetzung der nichtanalytischen Literaturforschung geplant sein. „Es ist ein Widersinn, an dem ich keinen Anteil haben möchte“, heißt es in derselben Abhandlung („Die Frage der Laienanalyse“), „daß man eine Wissenschaft gegen eine andere ausspielt. Die Physik entwertet doch nicht die Chemie, sie kann sie nicht ersetzen, aber auch von ihr nicht vertreten werden. Die Psychoanalyse ist gewiß ganz besonders einseitig, als die Wissenschaft vom seelisch Unbewußten.“

Unter diesem Gesichtspunkt ist doch wohl die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Psychoanalyse und Literaturwissenschaft gegeben. Es kommt hinzu, was nun freilich mit derselben Ausführlichkeit nachzuweisen wäre, daß es in der Entwicklung der Literaturwissenschaft an Tendenzen nicht fehlt, die einer solchen Annäherung günstig sind. Was bestimmt denn diesen durch Dilthey symbolisch zu bezeichnenden neueren Entwicklungsgang, wenn nicht ein Wille zu immer tieferem Eindringen in die psychologischen, seelischen Probleme der künstlerischen Produktion? Selbst ein nicht „offiziell“ approbiertes Betrachtungsprinzip wie die geopolitisch orientierte Stammesliteraturgeschichte Josef Nadlers zeigt überraschende grundsätzliche Berührungen mit den Ergebnissen der psychoanalytischen Methode: es relativiert auf ähnlich verheerende Weise die einzelne Ausnahmerecheinung, indem es das Bild der literarischen Vergangenheit mit einer Unzahl von mittelmäßigen Repräsentanten überschwemmt, in der die wenigen angeblich Unsterblichen früherer Literaturgeschichten zu verschwinden drohen — getreu dem Wort Grillparzers, das es zum Motto erhebt: „Man kann die Berühmten nicht verstehen, wenn man die Obskuren nicht durchgeföhlt hat.“ An der Berechtigung einer solchen Überzeugung kann man zweifeln, aber es wird schwer sein, sie kurzerhand als unmöglich oder unerlaubt abzulehnen. In Wahrheit ringt eben auch die moderne Literaturwissenschaft um eine neue, eine tiefere Erkenntnis der menschlichen Individualität und scheut vor Experimenten nicht zurück, wenn sie ihr eine Bereicherung in dieser Hinsicht zu versprechen scheinen. Sie kann sich je länger je weniger damit begnügen, nachträglich die Einheit eines Dichters und seiner Leistungen festzustellen, weil sie darin ein Höchstmaß der Mechanisierung erblickt. Sie möchte endlich — dies ist seit Jahrzehnten ihr Bestreben — ihre Einsicht in das Wesen des schöpferischen Individuums bis zum Letztmöglichen präzisieren, um das Letztunmögliche desto ehr-

erbietiger auf sich beruhen zu lassen, und sie hat auf diesem Wege den Dichter nacheinander zum Politiker, zum Philosophen, zum Psychologen, zum Religionsstifter, neuerdings also zum Neurotiker gestempelt. Die Begriffe der Weltanschauung, des Erlebnisses, des Stammes, zuletzt des Traumas oder des Komplexes sind die immer neuen Netze, die nach der unveränderlich unerreichbaren Beute, der schöpferischen Seele, ausgeworfen werden.

Es ist gegen die Psychoanalyse geäußert worden, daß der Literaturhistoriker es nicht so sehr mit der Schicht des Seelenlebens zu tun habe, in der sich die Menschen mehr oder weniger gleich seien, als mit jener andern, in der sie sich voneinander unterschieden. Dieser Einwand geht nach allem Gesagten am entscheidenden Punkt vorbei. Es kann nicht richtig sein, daß die Gegebenheiten des Genies durch und durch einmalig sind, weil sonst sein Wachstum und seine Wirkung verunmöglicht wären. Auch das Genie ist mit der Menschheit durch Beziehungen von ungeheurer Heftigkeit verbunden, und es wäre primitiv, sie einfach zu leugnen, weil sie ungewöhnlich geartet sind. Gerade in seinem Ausnahmecharakter muß das Menschliche, nichts anderes, überwältigend enthalten sein, so daß die Psychologie ohne Zweifel einen Weg ins Innere des Schöpferturns darstellt. Nach ihrer ganzen Vergangenheit ist aber die Literaturwissenschaft heute sehr wohl in der Lage, eine psychologische Bereicherung ihrer Hilfsbegriffe anzunehmen. Es kann ihren fruchtbarsten Bemühungen nichts schaden, wenn sie sich von der Psychologie beispielsweise darüber belehren läßt, daß im Menschen ein großer Schaffenstrieb nicht besteht ohne eine ebenso mächtige Lust, zu zerstören (Goethe: „Ich habe niemals von einem Verbrechen gehört, das ich nicht hätte begehen können“). Auch der Künstler muß also, in einem sehr hohen Sinne, aus Gesetzmäßigkeiten abzuleiten sein — das Widerstreben gegen diese Auffassung, die allerdings nicht mit flachem Determinismus zu verwechseln ist, gehört einer Zeit an, die es in jeder Hinsicht als peinlich empfand, einer überindividuellen Norm zu unterstehen. Unsere Epoche hat solche Romantik notgedrungen abgeworfen, und es gehört zu ihren extremsten, aber auch verständlichsten Einstellungen, daß sie eher den Glauben an eine voraussetzungslose Genialität aufopfert, als daß sie die Überzeugung von einer allgemein bindenden Gesetzmäßigkeit fahren läßt.

Im übrigen ist durch diese außenseiterischen Unternehmungen, wie aus den angeführten Worten Freuds hervorgeht, für die Literaturwissenschaft nichts weniger als die Existenzfrage gestellt. Das können

nur Heißsporne behaupten, die von der Differenziertheit der modernen literarhistorischen Forschungsmethoden, von dem Niveau ihrer Problemstellungen und ihrer repräsentativen Leistungen unzureichende Begriffe haben. Das Verhältnis der Energien, die sich da gegenüberstehen, wäre in Wirklichkeit bedeutend anders zu umschreiben. Es gibt noch immer grundlegende Probleme der dichterischen Gestaltung genug, die heute einzig von der nichtanalytischen Literaturforschung einer Lösung näher gebracht werden, und zudem darf gesagt sein, daß manche Ergebnisse, auf die sich jene Widersacher berufen, in ihrem Gehalt, wenn auch nicht in ihrer Entstehung, nicht so weit von den Resultaten der bisherigen geisteswissenschaftlichen Untersuchung entfernt sind, wie sie sich den Anschein geben. Aber es handelt sich in diesem Augenblick zweifellos weder auf dieser noch auf der andern Seite um die Frage der Kompetenz. In den psychoanalytischen Schriften zur Literatur lebt unter der Oberfläche, mit der sie beim Literaturhistoriker Anstoß erregen, ein Ziel, das auch in der Fachforschung unserer Zeit bekannt ist und dort von vielen als befreiend empfunden wird: die Überwindung des naiven zeitlich-räumlichen Nacheinanders in der Geschichte der Dichtung, das in Wirklichkeit den Genius weit schmähhlicher unterjocht als der kühnste Psychologismus. Auch die Psychoanalyse verschüttet diesen ererbten Aspekt der Historie, verfährt aber dabei ganz anders als die gleichgerichteten Umwälzungen in den Geisteswissenschaften: die letzten Größen, die bei ihr übrig bleiben, sind die seelischen Konflikte selbst, die außerhalb der Individuen ein zeitloses Dasein führen. Die Kategorien Zeit und Raum werden von ihr ersetzt durch die verschiedenen Stufen der Verdrängung, der Sublimierung, der Regression und wie die Termini heißen. Die inhaltliche Anerkennung dieser Begriffe steht und fällt mit der Anerkennung der Psychoanalyse selbst, die aber nicht der Literaturwissenschaft allein zusteht.

Über diesen möglichen Skeptizismus hinaus ist der außenstehenden Forschung hier mancherlei Anlaß zur Selbstbesinnung geboten, wofür ich noch ein letztes Beispiel anführe. Ich denke an den starken kasuistischen Einschlag dieser Arbeiten, der davon herrührt, daß die psychoanalytischen Literaturforscher ihre Funde an der Dichtung ständig mit Fällen aus ihrer ärztlichen Praxis in Parallele setzen, und der den Literaturhistoriker mit unbewußtem Neid erfüllen muß, so befremdlich er seinem Bewußtsein erscheint. Diese klare, ja naive Bindung an das Leben der Gegenwart ist seiner Disziplin längst verloren

gegangen, aber sie hat sie in früheren Zeiten, die wahrlich keine geringeren waren, auf eine freilich ganz andere Weise auch besessen. Hier wird vielleicht die schwächste Seite der modernen Literaturwissenschaft auf eine, ich gebe es zu, höchst robuste, ja ruchlose Art berührt. Die größte Gefahr, der diese Forschung in gewissen Momenten zu unterstehen scheint, ist ihre innere Entfremdung vom Leben der eigenen Epoche. Sie kann es sich nicht mehr ohne weiteres leisten, an der Stimme der lebendigen Gegenwart vorüberzugehen, auch wenn diese Stimme ihre Ohren beleidigt, um wieviel weniger dann, wenn sie ihr auf ihrem höchsteigenen Boden entgegenkommt. Ihr Gegner kämpft ja mit dem Nachteil, auf einem ihm innerlich fremden Gebiet zu stehen, und es kann heute nicht zweifelhaft sein, wo die wirkliche Überlegenheit in der geistigen Vertrautheit mit der Dichtung zu finden ist. Aus diesem und aus noch manchen andern Gründen scheint mir für die Literaturwissenschaft die Stunde gekommen, wo sie nicht länger darauf verzichten sollte, sich in Ehren und zu ihrem eigenen Gewinn auf die Auseinandersetzung mit diesem Rivalen einzulassen.

Ein Fall von Hühnerphobie

(Aus einem Vortragszyklus über „Psychoanalyse der Neurosen“, gehalten am Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung)

Von

Helene Deutsch

Ich möchte Ihnen über einen Fall von Phobie berichten, bei dem die phobische Angst einem Tiere galt, das unter den Objekten der Tierphobien selten vorkommt. Hunde, Pferde, Katzen sind die häufigsten Ablagerungsstätten für die Angst der Phobiker. Manchmal sind es auch große, gewaltige Tiere, die in Märchengeschichten eine Rolle spielen und die Phantasie des Kindes in der Richtung der Angst anregen. Manchmal geht von kleinen kriechenden Tierchen oder Spinnen, Schlangen usw. ein Gefühl der Unheimlichkeit aus, das sich unter Umständen zu schweren Angstgefühlen steigern kann.

Unser Patient litt jahrelang an einer Hühnerphobie, die für ihn besonders peinlich war; denn, am Lande geboren und erzogen, wurde er in seiner Berufswahl als Landwirt durch seine Phobie so behindert, daß er seinem Feinde tatsächlich das Feld räumen, d. h. in die Stadt flüchten mußte, um hier seine Ängste einem anderen Schicksal zuzuführen.

Als er die analytische Behandlung aufsuchte, war er eigentlich praktisch von seiner Phobie bereits genesen. In die Analyse brachte den 20jährigen jungen Mann der Wunsch seiner Familie, die davon Kenntnis bekommen hatte, daß der Patient manifest *homosexuell* sei, und an ihn deshalb die Forderung stellte, seine Perversion einer analytischen Behandlung zu unterziehen. Damit ist der Patient garnicht einverstanden. Er ist eigentlich mit seiner Homosexualität ganz zufrieden, betont den aggressiven männlichen Anteil seiner Beziehung zu Männern, obzwar seine ganze Persönlichkeit einen stark femininen, weichen Charakter aufweist. Die Objekte seiner Liebe sind immer elegante Jünglinge, die, seiner Beschreibung nach, demselben Typus wie er selbst angehören. Diese Art der Objektwahl nennen wir *narzißtisch*, d. h. man liebt im Anderen die Ähnlichkeit mit sich selbst.

Diese Objektwahl war eigentlich etwas auffallend, denn schon das erste Stadium der Analyse zeigte mit voller Klarheit, daß die Wurzel seiner Homosexualität in der Bindung an einen um 10 Jahre älteren Bruder lag. Erst die analytische Entwicklung der verschlungenen Fäden seines Seelenlebens erklärte diese widerspruchsvolle Tatsache.

Der Patient erinnert sich nicht, in den ersten 5—6 Lebensjahren krank gewesen zu sein. Erst in der Latenzperiode traten die ersten neurotischen Schwierigkeiten auf, und zwar als Reaktion auf ein traumatisches Erlebnis. Solche traumatische Erlebnisse können wohl eine provozierende Rolle für den Ausbruch einer Neurose spielen, äußerst selten jedoch die letzte und einzige Ursache der Erkrankung darstellen. In der analytischen Behandlung sind sie Wegweiser, Marksteine, Stufenleiter zu tieferen unterbewußten Quellen, denen sie ihre Auswirkung, manchmal auch ihre Entstehung verdanken.

Das traumatische Erlebnis unseres Patienten bildete gleichsam das Klischee sowohl für seine spätere Pubertätsneurose, wie für seine Perversion, und ich werde bei der Besprechung dieses äußerst interessanten und instruktiven Falles jenes Erlebnis als Zentrum benützen, von dem wir ausgehen wollen. Von diesem Erlebnis aus führten nämlich die Wege der Analyse nicht nur zu den späteren Entwicklungsstadien des Patienten, sondern auch in die vorgeschichtliche Zeit seiner Kindheit, d. h. in die der Amnesie verfallene Zeit. Bei solchen pathogen wirkenden Erlebnissen — ohne Rücksicht darauf, ob sie schon der Amnesie verfallen sind oder nicht — erweist sich dann fast immer in der Analyse, daß ihre pathogene Auswirkung nur dadurch zustandekommen konnte, daß für das Erlebnis ein bereits lange vorbereiteter Boden vorhanden war.

Das Erlebnis meines Patienten war eigentlich nie der Amnesie verfallen, es war ihm jedoch die tiefere Bedeutung jener Episode für die Gestaltung seines Seelenlebens nicht erkennbar. Der Zusammenhang zwischen dem scheinbar

harmlosen Erlebnis und den späteren neurotischen Schwierigkeiten konnte daher erst in der Analyse hergestellt werden.

An einem heißen Sommertage spielte der kleine 7jährige Junge mit seinem erwachsenen Bruder im Hofe des landwirtschaftlichen Hauswesens seiner Eltern, in dem er geboren und erzogen wurde. Er beschäftigte sich mit einem Spiel am Boden, wobei er eine hockendgebückte Stellung einnahm. Da sprang der große Bruder unverhofft von rückwärts auf den kleinen, umfaßte ihn fest um die Mitte und rief: „Ich bin der Hahn, du bist die Henne“.

Offenkundig hatte es sich da um einen spielerischen sexuellen Angriff von Seiten des Bruders gehandelt. Es kam zu einer Raufszene zwischen den beiden, denn unser kleiner Freund wollte unter keinen Umständen eine Henne sein. Er mußte jedoch dem stärkeren Bruder, der ihn — in derselben Stellung verharrend, — fest umschlungen hielt, unterliegen. Er weinte und schrie in maßloser Wut: „Ich will aber doch keine Henne sein!“

Nun begann der kleine Junge seine Bewegungsfreiheit beträchtlich einzubüßen. Er fühlte sich genötigt, Hennen im weiten Kreis zu meiden, was in einem landwirtschaftlichen Betriebe doch nur mit einiger Schwierigkeit möglich war. In dieser Zeit war es noch nicht die Angst vor Hennen, die ihn zu dieser Vermeidung trieb, sondern die Angst vor den sadistischen Angriffen des großen Bruders, der eingedenk jenes Spieles und des Protestes des Kleinen gegen das Henne-sein nun jedesmal, wenn eine Henne in Sicht war, neckend auszurufen pflegte: „Das bist du!“

Dieses anfängliche Meiden der brüderlichen Sticheleien entwickelte sich allmählich zum Meiden von Hennen; so wurde aus der Angst vor den Neckereien des Bruders eine Angst vor den harmlosen Tieren, mit denen er bis dahin besonders gut befreundet war. Bald wuchs sich die Angst des kleinen Jungen zu einer richtigen Hühnerphobie aus. Jedesmal, wenn er aus dem Zimmer hinausgehen wollte, mußte eine Vertrauensperson aus seiner Umgebung die Hühner im Stalle einsperren und Umschau halten, ob keine Henne in der Nähe war. Erst nach Einhaltung aller dieser Vorsichtsmaßregeln wagte es der kleine Junge mit bangen Gefühlen das Haus zu verlassen. Er spähte immer mit ängstlichen Blicken aus, ob das Schreckgespenst in Gestalt einer Henne doch nicht auf der Bildfläche erscheint; jedesmal beim Anblick einer Henne geriet er in einen heftigen Angstzustand. Durch etwa zwei Jahre lastete diese Einschränkung seiner Freiheit auf seinem Leben. Dann verlor sich die Phobie vollkommen und in der Analyse stellte sich heraus, daß die Befreiung von der Phobie zeitlich mit der Wegreise des Bruders zusammenfiel, der zu Studienzwecken das elterliche Haus verließ.

In der Pubertät wird unser Patient besonders schwer erziehbar und nach

einem unangenehmen Zwischenfall mit der französischen Gouvernante wird er in die Stadtschule weggeschickt, wohnt hier bei einem Gymnasialprofessor, an dem er sehr hängt, und als er nach mehreren Monaten zu den Ferien nach Hause kommt, befällt ihn nach einem Intervall von etwa 6 Jahren die Hühnerphobie wieder, so daß er kaum das Zimmer zu verlassen wagt.

Allmählich flaut diese Phobie ab, er wird in seiner weiteren Entwicklung praktisch gesund, wendet sich aber dann vom weiblichen Geschlechte ab und wird, wie Sie gehört haben, manifest homosexuell.

Schauen wir uns in seiner Kindheitsgeschichte vor dem traumatischen Erlebnis etwas näher um. Unter drei Geschwistern ein spätgeborener Jüngster, ist er ein ausgesprochenes „Herzpinkel“ der Mutter. Er ist von der Seite der Mutter nicht wegzubringen, hängt immer an ihrem Rock und begleitet sie bei allen ihren Beschäftigungen. Wie sich herausstellt, spielen Hühner schon lange vor jenem Brudererlebnis eine wichtige Rolle in seiner Phantasietätigkeit. Die Mutter besorgt mit besonderem Interesse den Hühnerstall. Der kleine Junge nimmt an ihren Hühnerstallinteressen einen lebhaften Anteil, freut sich mit jedem neugelegtem Ei und schaut interessiert zu, wie die Mutter die übliche Betastung der Hühner vornimmt, um deren Brutfähigkeit zu kontrollieren. Er selbst läßt sich auch gerne von der Mutter betasten und beim Baden, Waschen und allerlei anderen Pflegeprozeduren fragt er oft scherzend die Mutter, ob er auch ein Ei legen werde, sie möge es doch mit ihrem Finger nachkontrollieren. Während die Betastungslust anfangs sich auf das Genitale bezieht, verlegt er allmählich — vielleicht im Zusammenhang mit den Betastungen der Hühner — diese Lustsensationen nach rückwärts. Er manipuliert mit dem Finger im Anus, hält den Kot zurück, oder legt schön geformte Koteier in alle Ecken des Zimmers, freut sich sehr über diese Liebesgabe für die Mutter und ist höchst erstaunt, daß sie diese nicht mit derselben Zufriedenheit begrüßt, wie bei Hühnern. In diesen Spielen hat er selbst eine doppelte Rolle: er ist die Mutter, die ihn berührt, betastet, den Finger einführt und die Henne, die betastet wird und das Ei legt. Dieses anale Spiel war nun zum großen Teil der Amnesie verfallen und taucht erst im Verlaufe der Analyse wieder in der Erinnerung auf.

Dann kommt eine Phase, in der die Erziehung von Seiten der Umgebung scheinbar von Erfolg gekrönt ist. Der kleine Junge gibt die „Schweinereien“ auf, wird sehr sauber und es macht den Eindruck, als würde er auch die Freude am Analen aufgeben. Er fängt wohl an, sich mehr mit seinem Genitale onanistisch zu beschäftigen und man könnte den Eindruck gewinnen, daß der kleine Junge damit eine Entwicklung von der analen zur genitalen Phase durchgemacht habe. Aber die Analyse ergab, daß auch die Onanie nur anale

Lustsensationen auf einem anderen Wege anstrebte. In den onanistischen Manipulationen wußte er es so einzurichten, daß er statt mit dem Finger von rückwärts, mit dem Penis von vorne auf das Mittelfleisch drückte und so anale Sensationen erzielte. Seine Phantasien blieben dabei bei der Mutter, und zwar so, daß er in seiner Vorstellung der Mutter den Besitz eines Penis andichtete: sein eigener Penis war bei diesem Spiele ein der Mutter zugehörendes Organ, so wie früher sein Finger in der Phantasie eigentlich der der Mutter war. In dieser Phase ist er zwar passiv anal eingestellt, aber die Objektwahl ist eine heterosexuelle. Erst das Erlebnis mit dem Bruder bedeutete einen Wendepunkt in der Objektwahl. Mit diesem Überfall wird die passiv-anale, zur Homosexualität disponierende Einstellung bereits homosexuell gerichtet und an die Stelle der Mutter tritt der Bruder. Das Spielerlebnis mit dem Bruder hatte seine passive homosexuelle Bereitschaft voll aktiviert. Die Analyse ergab, daß noch vor dem Ereignis mit dem Bruder, unser Patient bei der Beobachtung des aufspringenden Hahnes sich mit der Henne identifiziert hatte und deshalb gegen die Bewältigung durch den Bruder im Hahn-Henne-Spiel so affektivvoll protestierte, weil er vom Bewußtsein aus gegen die unbewußt erwünschte passive Rolle sich auflehnte. Die Szene mit dem Bruder hatte für ihn die Bedeutung des sexuellen Aktes zwischen dem Hahn und der Henne, d. h. zwischen dem Bruder und ihm selbst, und das Schreien, „ich will keine Henne sein!“ hatte zum wirklichen Inhalt, „ich verleugne meinen passiv-homosexuellen Wunsch“. Die Hühnerphobie war, wie sich in der Analyse herausstellte, nur die weitere Fortsetzung dieser Ablehnungstendenz.

Ich möchte noch eine andere Episode aus jenem Brudererlebnis hier einschalten. Patient erzählte in der Analyse, noch ohne Zusammenhang mit jenem Erlebnis, daß er in Gürtelhöhe um den Körper herum eine Zone hätte, in der er so kitzlig sei, daß er sogar beim Anprobieren eines Anzuges, wie überhaupt bei jeder Annäherung an sie in unbändige Lachkrämpfe ver falle und früher öfters bei Spielen mit Kollegen, bei jedem Versuch ihn in dieser Gegend zu kitzeln, vor Lachen in Ohnmacht fiel. In der Analyse ließ sich diese Überempfindlichkeit auch in Verbindung mit der Bruderszene bringen. In jener verhängnisvollen Situation hatte ihn der Bruder von rückwärts an dieser Körperpartie umschlungen gehalten, die zu dieser Kitzelzone gehörte. Diese Umklammerung hatte, wie wir schon wissen, den passiven libidinösen Wünschen des Patienten eine Erfüllung gebracht. Gleichzeitig mit der Erfüllungsfreude erwachte jedoch eine heftige Abwehr gegen die passiven Tendenzen. Das Lachen beim Kitzeln ist der Ausdruck der Befriedigung, bezw. die Reminiszenz an das Lustvolle jenes Erlebnisses, aber es ist ein Lachen,

das durch Abwehr zur Unlust wird, eine bereits abgewehrte, gewissermaßen traurige Lustigkeit.

So weit die Erinnerung unseres Patienten reichte, war das damalige Erlebnis mit dem Bruder nicht vom Kitzelgefühl begleitet gewesen, aber am Orte des körperlichen Angriffes, an der Umarmungszone, behielt unser Patient eine körperliche Reminiszenz, die bei den späteren Berührungen aufgefrischt, jedesmal zur freudigen Entladung, d. h. zum Lachen drängte, aber gleichzeitig auch zur Abwehr, wie damals in dem Rufe „ich will keine Henne sein!“.

Im Kampfe mit dem Bruder wurde er besiegt, und in Erinnerung an seine eigene passive Hingabe nach dem inneren Verzicht auf die Abwehr, traten die späteren Ohnmachtzustände beim Kitzeln auf. Fügen wir noch hinzu, daß der Patient schon in seinen Beziehungen zur Mutter starke Lusterlebnisse bei Berührungen durch sie empfunden hatte. Diese Berührungsfreude bei seiner sichtlich stark entwickelten Hauterotik hatte auch den anderen Körperpartien, die der fürsorglichen Pflege der Mutter oblagen, gegolten. Solche Stellen, die bei der Kinderpflege besonders der Reinigung, also auch der Berührung, unterzogen werden, befinden sich unter dem Kinn, in den Achselhöhlen und an den Fersen. Bei unserem Patienten wurde wahrscheinlich die Berührungsempfindlichkeit von diesen Körperpartien auf jene Zone verschoben, die im Brudererlebnis eine Rolle spielte, entsprechend den Schicksalen seiner Libido, die sich von der Mutter dem Bruder zuwendete.

Ich habe den Eindruck, daß diese Art der Hauterregbarkeit mit den sonderbaren Affektreaktionen, die bei unserem Patienten so stark entwickelt waren, überhaupt bei jedem Kitzeln dieselbe Genese hat. Es ist doch auffallend, daß die typischen Kitzelregionen bei den meisten Menschen diejenigen sind, die bei den Reinigungsprozeduren des kleinen Kindes besonders bevorzugt werden. Es scheinen an diesen Körperregionen lustvolle und später verdrängte Erinnerungen der hauterotischen Früherlebnisse besonders zu haften. Das Kitzeln ist dann die Wiederbelebung des Lustvollen und Abgewehrten gleichzeitig.

Kehren wir zu unserem Patienten zurück. Die Szene mit dem Bruder hatte für ihn die Bedeutung einer homosexuellen Verführung, eines Erlebnisses, auf das er schon lange vorher in seinen unbewußten Phantasien mit voller libidinöser Bereitschaft vorbereitet war. Sein Kampf galt der Abwehr dieser Wunscherfüllung, der Abwehr seiner eigenen passiven Homosexualität, die in der Hühnerphobie sich manifestierte.

Wir wollen diesen ganzen Vorgang einer Überlegung unterziehen. Bringen wir uns die zwei vorbildlichen Krankengeschichten von Tierphobien in Erinnerung, ich meine die Pferdephobie des „kleinen Hans“ und die Wolfsphobie aus der „Geschichte einer infantilen Neurose“ (Freud).

Der kleine Hans hatte den feindseligen Impuls gegen den Vater verdrängt, hatte seine aggressiven Tendenzen vom Vater auf ein dazu geeignetes Tierobjekt verschoben und erwartet nun vom mächtigen Tiere die Rache, d. h. eine Aggression gegen seine eigene kleine Person. Die Angst ist bei ihm ein Warnungssignal vor den eigenen inneren Gefahren, eine Angst, deren warnender Inhalt lautet: „wenn du den Vater als Konkurrenten töten willst, wirst du von ihm kastriert“, und die Kastrationsgefahr wird durch den Inhalt „du wirst vom Pferde gebissen“ ausgedrückt. Charakteristisch ist, daß diese drohende Gefahr in die Außenwelt verlegt wird.

Dasselbe tut auch der kleine Wolfsmann, der auch eine innere Gefahr in die Außenwelt hinausprojiziert. Bei ihm liegt jedoch die Gefahr in der passiv-homosexuellen Beziehung zum Vater (enthalten in dem unbewußten Wunsche, vom Vater gefressen zu werden). Auch bei ihm ist die innere Gefahr auf ein Angsttier verschoben. Wenn auch der Vorgang beim kleinen Wolfsmann ein komplizierterer ist, so entspricht, wie Freud sagt, auch seine Angst der Kastrationsangst. Was dem kleinen Hans als Rache und Bestrafung droht, nämlich die Kastration, wird beim kleinen Wolfsmann zur Voraussetzung der von ihm unbewußt erwünschten Befriedigung. Um vom Vater so geliebt zu werden, wie die Mutter, muß man sein männliches Genitale opfern.

Was ist nun mit unserem Hühnerphobiker? Gemeinsam mit den zwei anderen, mit dem kleinen Hans und mit dem Wolfsmann, ist auch bei ihm die Verlegung der Innengefahr in die Außenwelt. Aber der Projektionsmechanismus funktioniert bei ihm anders. Er spaltet diesen Teil seiner Persönlichkeit, der der Träger seiner passiven homosexuellen Einstellung zum Bruder ist, ab; die Henne, mit der er sich schon früher identifiziert hatte, entspricht eben jenem abgespaltenen und hinausprojizierten Teil seines Selbst. Die Henne ist für ihn wie ein Spiegelbild seiner femininen Strebung; jedesmal wenn er sich in diesem Spiegelbild erblickt, d. h., wenn er eine Henne sieht, gerät er in Angst vor seinen eigenen Triebtendenzen, die auch bei ihm dieselbe Konsequenz haben müssen, wie beim kleinen Hans und beim Wolfsmann: die der Kastration.

Erinnern wir uns, daß seine primäre Analität eine Disposition zur passiven Homosexualität mit sich brachte: der Bruder als Angreifer von rückwärts mobilisierte und befestigte nur diese Disposition. Charakteristischerweise verschwand die Angst vor den Hühnern, als der Bruder das Haus verlassen hat. Ein Beweis, daß die wirkliche Gefahr für seine passiven libidinösen Wünsche eigentlich in seinen Beziehungen zum Bruder lag.

In der Pubertät ereignet sich folgendes: Der Bruder knüpft ein Verhältnis mit der französischen Gouvernante an. Patient bewirbt sich auch um ihre Gunst, wird aber als zu jung abgelehnt. Die Ablehnung nimmt er nicht glatt an, in heller

Wut überfällt er die Französin von rückwärts und versucht sie in dieser Stellung zu vergewaltigen. Nach einer großen Familienszene entschließt man sich, den reizbaren Jungen von Hause wegzuschicken.

Diese Erlebnisse in der Pubertät lassen darauf schließen, daß auch früher einmal eine Konkurrenzeinstellung zum Bruder vorhanden war. Wahrscheinlich spielte in dieser Konkurrenz die Mutter eine Rolle und die Analyse brachte auch Anhaltspunkte dafür, daß die Beobachtungen an der Henne und an dem Hahn in seinem Phantasieleben auf die Mutter und den Vater zurückgingen. Es machte auch den Eindruck, daß der kleine Mann die Zurückweisung von Seiten der Mutter nicht ertragen konnte und deshalb den Umkehrungsprozeß ins Weibliche durchführte. Wahrscheinlich ging dieser Umkehrungsvorgang so rasch und so leicht vor sich, weil ihn die starke anale Disposition vorzeichnete. Diese erste, oben angenommene, normale Ödipuseinstellung blieb nur eine Vermutung auf Grund gewisser Anhaltspunkte, ohne daß die Analyse Sicherheiten in dieser Richtung erbringen konnte. Die Analyse lernte die Mutterbeziehung bereits in dieser wenig männlichen Form kennen: einerseits identifizierte er sich mit ihr, andererseits wollte er von ihr anal befriedigt werden. Von da aus geht er direkt in die Bruderbeziehung über, ohne, daß der Vater in der Analyse je eine wichtigere Rolle gespielt hätte.

Das Erlebnis mit der Gouvernante wird nun entscheidend für seine weiteren Schicksale. Die Versagung bei der Frau verstärkt seine homosexuellen Tendenzen. Er kehrt in die Schule zurück, sublimiert anscheinend ohne neurotische Schwierigkeiten, aber sein ganzes Verhalten verrät deutlich passive Tendenzen.

Im 17. Lebensjahr wird er bei einem gelegentlichen Besuch im Elternhause wieder von seiner Hühnerphobie befallen. Er verläßt fluchtartig das elterliche Haus und kehrt in die Großstadt zurück. Am Tage seiner Rückkehr lernt er einen hübschen jungen Mann kennen, benimmt sich diesem gegenüber außerordentlich aggressiv, erzählt ihm von seinen homosexuellen Erlebnissen (die er nie gehabt hatte) und verführt aktiv den jungen, auch homosexuellen Mann. Von diesem Momente an hat er eine ganze Reihe analoger homosexueller Erlebnisse, in denen er immer die Rolle des aktiven Verführers spielt.

Die plötzliche Änderung seines Verhaltens muß so verstanden werden, daß er früher auf der Flucht vor der eigenen Passivität angstvoll jede homosexuelle Regung verdrängt hatte und phobische Maßnahmen dem Durchbruch dieser Regungen vorgezogen hatte. Die gebändigte homosexuelle Libido setzte sich aber unter einer Bedingung durch. Diese Bedingung war, daß er in der Homosexualität die aktive Rolle übernehmen mußte und nicht die erwähnte passive. Dazu war notwendig, daß er sich mit der verführenden Mutter identifiziert und nicht mit der verführten. Er erreichte damit zweierlei. Erstens konnte

er die Aktivität behalten, brauchte seine Männlichkeit nicht aufzugeben und auf das männliche Organ nicht zu verzichten. Zweitens konnte er, nachdem er seine Objektwahl narzißtisch gestaltete, d. h. Liebesbeziehungen mit jungen Leuten anknüpfte, die ihm ähnlich waren, auf diesem Umwege gleichzeitig passiv, mit anderen identifiziert, das Erlebnis genießen.

Der letzte Anstoß aber zur Freimachung der Homosexualität war folgender: Bei seinem letzten Besuche zu Hause hatte er erfahren, daß der Bruder manifest homosexuell sei. Diese Erkenntnis wurde zum Anlaß seiner neuerlichen Phobie. Gleichzeitig aber, gleich nach seiner Rückkehr, unter dem Eindruck dieser Mitteilung, gab er die Angst vor der eigenen Homosexualität auf, und wurde — sich mit dem Bruder identifizierend — aktiv homosexuell, indem er sich dabei nur sagen mußte: „Ich brauche mich vor dem Angriff des Bruders nicht zu fürchten, denn ich bin selbst der Angreifer.“

Die therapeutische Aussicht einer solchen Analyse, bei der der Analysand im vollen Gefühle seiner Gesundheit seine Perversion akzeptiert hat und nur auf Wunsch der Angehörigen sich in eine Behandlung begibt, ist außerordentlich ungünstig. Überraschenderweise endigte diese Analyse mit einer Zuwendung zur Heterosexualität und wenn die Nachrichten, die ich über den Patienten von Zeit zu Zeit bekomme, richtig sind und die Gestaltung seiner äußeren Lebensverhältnisse als maßgebend angenommen werden kann, so ist Patient auch andauernd bei der Heterosexualität geblieben.

Die Lösung der therapeutischen Aufgabe erwies sich in diesem Falle so interessant, daß ich nicht umhin kann, Ihnen darüber in Kürze zu berichten.

Der Patient kam in die Analyse mit einer lebhaften Betonung seiner Selbstzufriedenheit. Er war der Typus des narzißtisch femininen jungen Mannes, für den die Unterbringung seiner geringen Liebesfähigkeit bei einem ihm selbst ähnlichen Objekte die einzige Möglichkeit der Objektbeziehung war.

Zur Zeit, als er die Analyse begann, war er angeblich „heiß“ in einen Bühnenkünstler verliebt. Dieser Bühnenkünstler, eine typisch narzißtische Objektwahl, war die Verkörperung aller dieser Qualitäten, die er in sich selbst finden wollte. Er selbst wollte Schauspieler werden, der Geliebte ist es. Der Geliebte ist zart wie eine Frau und großherzig wie ein Mann, zu jedem Opfer bereit und doch seine Persönlichkeit wahrend, usw. Gleichzeitig bringt der Patient seiner eigenen Person so viel Bewunderung entgegen, zeigt soviel Selbstzufriedenheit und Selbstüberhebung, als hätte er tatsächlich selbst alle diese Qualitäten, die er in dem Geliebten zu finden vermeint.

In der Analyse wird seine narzißtische Selbstherrlichkeit ein wenig erschüttert. Daraufhin läuft er von der Analyse weg, schreibt aber bald verzweifelte

Briefe, in denen er um seine Wiederaufnahme bittet, denn er sei ganz „durcheinander“. Die Rückkehr inauguriert er mit folgendem Traume:

Er löscht die Lampe neben seinem Bette gerade aus (bereits im Traume), um einzuschlafen. Im selben Momente fühlt er einen Druck am Halse, ein Würgen in der Kehle, eine schwere Gestalt umklammert seinen Körper, versucht seine Brust zusammenzuquetschen, er wehrt sich, beide Gestalten verbeißen sich kämpfend ineinander, fallen vom Bett auf den Boden und hier setzt sich das Herumzerren, Schlagen, Kratzen, Würgen etc. weiter fort. Es gelingt ihm, den elektrischen Taster zu erreichen, er macht Licht, sieht im selben Momente eine dunkel gekleidete, weibliche Gestalt vorüberhuschen und weiß, daß dies die Urheberin des Kampfes ist. Er fühlt seine Kräfte im Kampfe schwinden und weiß, daß er sterben wird. Im Gegner erkennt er einen ihm bekannten jungen Mann. Er sagt: „ich habe einen Selbstmord begangen“ und denkt dabei „bin eh' nicht mehr wert“. Er weiß dabei, daß der Andere ihn ermordet hat, und doch behauptet er, daß es ein Selbstmord ist. Zum Schluß denkt er sich: „es ist doch edel von mir, daß ich die Schuld auf mich nehme“ und erwacht.

Die ganze Raufszene im Traume erinnert in ihrer analytischen Deutung an E. T. A. Hoffmanns „Elixiere des Teufels“, wo Medardus und Viktorin als Spaltungen des Ichs wild miteinander kämpfen. Patient sieht die Analogie und mich als Urheberin seiner, in der Analyse entstandenen Konflikte erkennend, agnosziert er auch die Frauengestalt im Traume. Zum „jungen Mann“ assoziiert er eine am Vortag stattgefundene Begegnung mit einem Bekannten, von dem er weiß, daß er ein sadistisch-aggressiver Homosexueller sei, der seine Objekte quält und ausnützt. Patient bringt ihm volle Verachtung entgegen und meidet seine Gesellschaft. Im Gespräche hatte ihm jener „junge Mann“ erzählt, es gehe ihm nicht gut, er leide an Depressionen und Angstzuständen, wobei der Patient zwei flüchtige Gedanken hatte. Der eine war: „bist nicht mehr wert“, der andere: „wie ich“.

Diese Assoziationen verraten deutlich seine eigene Identifizierung mit jenem Manne. Während er bis dahin sich mit seinen Liebespartnern, die seinem bewußten Ichideal entsprachen, gleichsetzte und dabei sich selbst in seiner narzißtischen Selbstbewunderung ihnen ähnlich fühlte, verrät der Traum seine tiefere, verdrängte und jetzt unter dem Einfluß der Analyse (Urheberin) durchbrechende Identität mit jenem Bösen, Sadistischen, Aggressiven. Seine ganze wütende Aggression entlädt er im Traume gegen den Feind, der ihn überfällt, gegen den sadistischen Partner, der aber gleichzeitig sein Doppelgänger ist, sein verdrängtes und überkompensiertes Ich.

Das scheinbar klare und durchsichtige Bild seiner passiven Einstellung verwirrt sich hier. Was wir in seiner Phobie kennen gelernt haben, erwies sich als Endprodukt eines sehr komplizierten Vorganges. Seine „feminine Ein

stellung“ war zwar sehr frühzeitig und sehr dispositionell gegeben (anale Beziehung zur Mutter usw.), zum endgültigen Resultat kam er jedoch über einen wütenden Haß gegen den Gegner, den großen mächtigen Vater, bezw. Bruder (Frau als Urheberin des Kampfes im Traume). Er mußte im Kampfe als der Schwächere unterliegen (Hahn-Hennekampf) und der ursprüngliche Hasser verwandelte sich dann in einen ohnmächtigen Liebenden.

Der Traum zeigte aber deutlich, daß dieser Kampf zwischen ihm und dem „Anderen“ sich weiter in seinem Innenleben abspielt. Der „Andere“ in ihm, der ihn mißhandelt und zum Schluß ermordet, ist der sadistische Teil seiner Persönlichkeit, gleichzeitig aber sein eigener Richter, der mit der Feststellung: „er ist nichts Besseres wert“ eine Justifizierung, einen Mord an ihm ausführt, d. h. einen Selbstmord.

Wir sehen hier die innere Kritik despotisch walten und nehmen mit Recht an, daß sie letzten Endes eine justifizierende Wendung der Aggression gegen das eigene Selbst veranlaßte. Die daraus resultierende masochistische Einstellung wurde aber für das Ich gefährlich, denn sie drohte wieder, wie der ursprüngliche feminin-libidinöse Wunsch, mit dem Verlust der Männlichkeit. Die Abwehr dieser Gefahr eben, haben wir in dieser Phobie bereits erkannt, verstehen jetzt aber, daß die phobische Flucht auch der Bestrafung galt. Die wiederum die Kastrationsgefahr mit sich brachte. Die Bestrafung und die Erfüllung des feminin-libidinösen Wunsches haben dieselben verhängnisvollen Folgen und müssen deswegen vom Ich abgelehnt werden, was auch in der phobischen Maßregel geschieht.

Bei unserem Patienten löst sich im Laufe der Zeit der innere Kampf in einer Reihe scheinbar gelungener Kompromisse auf und Patient kompensiert seine psychische Entmannung durch einen selbstherrlichen Narzißmus. Die Analyse entfacht den Kampf von Neuem, und zwar bis in die letzte und tiefste Wurzel des Konfliktes. Der innere Friede ist gestört, die narzißtische Schutzmauer bricht zusammen und der Genesungsvorgang kann hier anknüpfen.

Umtriebe eines Kommas

(Zur Frage „Die Psychoanalyse in Sowjetrußland“)

Dr. Wilhelm Reich, Verfasser des Artikels „Die Stellung der Psychoanalyse in der Sowjetunion, Notizen von einer Studienreise in Rußland“ (diese Zeitschrift, I. Jahrg., Heft 4), macht uns darauf aufmerksam, daß Dr. M. Wulff in seinem Artikel „Zur Stellung der Psychoanalyse in der Sowjetunion, Bemerkungen zu dem Artikel von W. Reich“ (II. Jahrg., Heft 1) einen Satz des Reichschen Artikel entstellt zitiert hat. Der Satz

lautet bei Reich (S. 367):

„Im Ganzen konnte man . . . den Schluß ziehen, daß die Psychoanalyse in ihrer reinen empirischen Gestalt, aber nur unter der Bedingung ihrer Befreiung von den idealistischen und außerklinischen Erweiterungen als Psychologie akzeptiert werden wird.“

wird aber zitiert bei Wulff (S. 74):

„Im Ganzen konnte man . . . den Schluß ziehen, daß die Psychoanalyse in einer rein empirischen Gestalt, aber nur unter der Bedingung ihrer Befreiung von den idealistischen und außerklinischen Erweiterungen als Psychologie, akzeptiert werden wird.“

Die Abweichung im Zitat ist zunächst die, daß Reich nicht von „einer rein empirischen Gestalt der Psychoanalyse“ spricht, sondern von „ihrer reinen empirischen Gestalt“. Aus dem Reichschen Wortlaut geht hervor, daß die Psychoanalyse seiner Meinung nach eine empirische Gestalt tatsächlich „hat“, die Verwendung des unbestimmten Artikels („einer“) läßt die Möglichkeit offen, daß der Verfasser jenes Satzes der Meinung ist, die Psychoanalyse müßte eine empirische Gestalt sich erst verschaffen. Diese kleine Abweichung fällt aber kaum ins Gewicht, denn Dr. Wulff hat in seiner Replik gegen Reich aus diesem unbestimmten Artikel offensichtlich keine Konsequenzen gezogen. Aber eine andere — zweifellos ohne bewußte Absicht vorgefallene — Entstellung beim Zitat des Reichschen Satzes bildet tatsächlich die Grundlage einer kritischen Äußerung Dr. Wulffs. Es handelt sich um das Komma nach dem Worte „Psychologie“.

Dr. Reich hat zweifellos ausgedrückt :

Es kann prophezeit werden, daß die Psychoanalyse in Rußland als Psychologie akzeptiert werden wird, wenn sie von gewissen Erweiterungen befreit wird.

Dr. Wulff hat hingegen verstanden :

Reich prophezeit, daß die Psychoanalyse in Rußland akzeptiert werden wird, wenn sie von gewissen Erweiterungen als Psychologie (richtiger wohl: zu einer Psychologie) befreit werden wird.

Es hat also jenes ungebetene Komma, das sich in den Reichschen Satz anlässlich dessen Zitierung eingeschlichen hat, das Wort „Psychologie“ von dem dazugehörigen positiven Zeitwort „akzeptieren“ abgedrängt und es zu Unrecht in Beziehung zu jener Einschaltung gebracht, in der gewisse, die Prophezeiung abschwächende Bedingungen angeführt werden. Die Zutat des Kommas hatte zur Folge, daß in den Augen Dr. Wulffs die Psychologie auf der Soll-Seite statt auf der Haben-Seite der Psychoanalyse erschien. Daß Dr. Wulff den Satz tatsächlich so mißverstand, geht aus dem kritischen Kommentar, den er dem Zitat gleich hinzufügt, eindeutig hervor. Es ist billig, daß wir Herrn Dr. Reich hier bescheinigen, daß das Komma, das ihm nachträglich angehängt wurde, apokryph ist, daß es ihm nie eingefallen ist, Psychologie als eine — für die Zukunft der Psychoanalyse hinderliche — „Erweiterung“ der Psychoanalyse aufzufassen oder diese Auffassung den russischen Marxisten zu unterschieben.

A. J. St.

Eigentümer und Verleger :

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11

Herausgeber : Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11

Für die Redaktion verantwortlich : Dr. Editha Sterba, Wien, VI., Mariahilferstraße 71

Druck : Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

FRANZ ALEXANDER
und
HUGO STAUB

Der Verbrecher und seine Richter

Ein psychoanalytischer Einblick
in die Welt der Paragraphen

Geheftet M. 7.—, Ganzleinen M. 9.—

INHALT

I. Teil: Die Theorie des Verbrechenens. Der Kampf ums Recht. Die Justizkrise der Gegenwart. Die Rolle der Psychologie in der Beurteilung des Täters. Die Kriminalität als allgemein menschliche Erscheinung. Die psychoanalytische Theorie der neurotischen Symptombildung als Grundlage der Kriminalpsychologie. Die Frage der Verantwortlichkeit und die Rolle des ärztlichen Sachverständigen im Gerichtssaal. Beteiligungsgrad des Ichs an den verschiedenen seelischen Vorgängen und am Verbrechen. Allgemeine psychische Mechanismen der Kriminalität. Der neurotische Verbrecher. Perversion und Verbrechen. Eine psychoanalytische Kriminaldiagnostik (Schematische Zusammenfassung der kriminellen Handlungen).

II. Teil: Einige Kriminalfälle im Lichte der Psychoanalyse. Methodologische Vorbemerkungen zur Analyse von Kriminalfällen. Ein Verbrecher aus Schuldgefühl. Tötungsversuch eines Neurotischen. Seelische Ökonomik des Mordes der Frau Lefebvre.

Anhang: Bemerkungen zur Psychologie der stratenden Gesellschaft.

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien, I., In der Börse

PRESSESTIMMEN

über „Der Verbrecher und seine Richter“

von F. Alexander und H. Staub

„Vossische Zeitung“:

Zunächst sei die Genugtuung darüber ausgesprochen, daß sich endlich der Jurist mit dem Analytiker einmal zusammensetzt.

„Sozialistische Monatshefte“:

Geistreich . . . Erheblicher Beitrag zur wissenschaftlichen Kriminalpsychologie.

Peter Panter in der „Weltbühne“:

Ein Arzt und ein Anwalt — Alexander und Staub — haben eine Keule gegen die Richter geschwungen, die nur deshalb nicht tödlich trifft, weil man die Gummigötzen verbrennen muß. Das Buch heißt „Der Verbrecher und seine Richter“ — und als ich es gelesen hatte, kam mir die ganze Schande, die in dem neuen Strafgesetzbuch steckt, noch einmal voll zum Bewußtsein . . . Das Buch verdient von allen gelesen zu werden, denen neben der Rechtsprechung das Recht am Herzen liegt.

„Deutsche Tageszeitung“:

Wem es darum zu tun ist, einen Einblick in die labyrinthisch krausen Gedankengänge der Psychoanalyse zu gewinnen, der lese die Schrift: aber jeder Leser, der sich noch gesunden Wirklichkeitssinn bewahrt hat, der wird sie zwar unterrichtet, aber keineswegs überzeugt aus der Hand legen, vielleicht erleichtert aufatmend und froh, daß bis auf weiteres auf deutschen Richtersthühlen keine Freudschen Jünger sitzen. Der Irrtum der psychoanalytischen Lehre tritt durch nichts so klar zutage, als durch die Folgerungen, welche sich aus ihr für die Rechtspraxis ergeben, und welche von den Verfassern mit erfreulicher Unerschrockenheit gezogen werden . . . Bankrott der Strafrechtspflege, Preisgabe von Ehre, Leben, Eigentum.

„Pester Lloyd“:

Höchst anregend und auch für die allgemeine Ethik von Interesse. . . In seiner Art bahnbrechend. . . Klare, stilistisch gediegene Gedankenentwicklung, die die behandelten Probleme auch dem Nichtzünftigen in fesselnder Weise zugänglich macht.

P R E S S E S T I M M E N
über „Der Verbrecher und seine Richter“
von J. Alexander und H. Staub

Hermann Hesse in der „Neuen Rundschau“:

Zu meiner Freude sind die Verfasser auch auf die verfängliche Frage eingegangen, warum die Verbrecher und Staatsanwälte, warum Verbrecher und Polizei so schön zueinander passen und einander so hübsch ergänzen. Es ist lesenswert.

„Preussische Polizeibeamten-Zeitung“:

Das vorliegende Buch ist bei seiner klaren wissenschaftlichen Deduktion als Beitrag zum Verständnis des kriminellen Menschen zu begrüßen und sein Studium sehr zu empfehlen.

**Prof. Hafter in der
„Schweizerischen Zeitschrift für Strafrecht“:**

Diese Schrift ist schon deswegen von größter Bedeutung, weil sie das Verhältnis Psychoanalyse—Strafrecht umfassender als es bisher geschehen ist, zu erörtern versucht . . . Sie enthält neue Erklärungen, bedeutet eine Bereicherung der psychologischen Verbrechensursachenforschung.

**Rechtsanwalt Alsberg in der
„Juristischen Wochenschrift“:**

Das Werk von Alexander und Staub ist in jeder Beziehung von besonderem Interesse . . . Es orientiert in hervorragender Weise über die psychoanalytische Denkweise speziell in ihrer Bedeutung für die Kriminalistik. Die Bedeutung dieser Arbeit kann nicht nachdrücklichst genug betont werden.

„Nationalzeitung“, Basel:

Mit seiner gründlich durchfochtenen These „Der Psychoanalytiker gehört in den Gerichtssaal“ erhält dieser neuartige und überaus aufschlußreiche „Einblick in die Welt der Paragraphen“ eine Bedeutung, die weit über ein persönlich-sachliches oder das fachliche Interesse des Juristen hinausgeht und ins allgemein Menschliche hinübergreift. Das Buch wendet sich darum nicht nur an den psychoanalytischen Therapeuten und an die Juristenwelt, sondern ebenso sehr an die breitere Öffentlichkeit.

RUTH MACK BRUNSWICK

Analyse eines Eifersuchtswahnes

Geheftet M. 2.60, Ganzleinen M. 4.—

★

RUTH MACK BRUNSWICK

Nachtrag zu Freuds „Geschichte einer infantilen Neurose“

Geheftet M. 2.40, Ganzleinen M. 3.80

„Vossische Zeitung“:

Zu den klassischen Krankengeschichten Freuds gehört die „Geschichte einer infantilen Neurose“, — die Analyse des „Wolfsmannes“, wie sie gemeinhin genannt wird. Dieser Patient wurde zweimal von Freud selbst behandelt, kurz vor und kurz nach dem Kriege. Sein Befinden war dann sechs Jahre lang leidlich gut, bis er schließlich an einer hypochondrischen Wahnidee neuerlich krank wurde. Freud überwies ihn jetzt an die Analytikerin Mack Brunswick, der die Beseitigung jener Wahnidee des Patienten gelang. Die Darstellung dieser dritten Analyse — die den Versuch einer Deutung des Heilungsvorganges nicht scheut — ist des Titels, den sie trägt, würdig: „Ein Nachtrag zu Freuds Geschichte einer infantilen Neurose.“

Nicht minder aufschlußreich ist „Die Analyse eines Eifersuchtswahnes“ der gleichen Autorin. Auch diese kluge Arbeit zeugt von einem starken therapeutischen Temperament. Sie enthält ausgezeichnete Traumdeutungen und illustriert das, was Freud als das Wesen einer psychischen Bildung erkannt hat, welche sich in den Grenzen von der einfachen Eifersucht bis zur paranoischen Wahnbildung zu bewegen pflegt, mit großer Klarheit. Sie enthält überdies lehrreiche Beiträge zur aktiven Technik und gewährt dem Leser den besonderen Genuß der Analyse eines literarisch unverbildeten Menschen.

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I.

„Die psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Im I. Band (Jahrgang 1929)

erschieden unter anderem folgende Beiträge:

- Richard Behrendt. Das Problem Führer und Masse und die Psychoanalyse
Ewald Bohm Die Psychoanalyse auf der Weltkonferenz für Erziehung in Helsingör
H. Cornioley . . . Sexuelsymbolik in der „Frommen Helene“ von Wilhelm Busch
M. Eitingon Ansprache in Oxford
S. Ferenczi Männlich und Weiblich. Über die Genitaltheorie und über sekundäre und tertiäre Geschlechtsunterschiede
G. H. Graber . . . Geburt und Tod
E. Hitschmann . . Knut Hamsun und die Psychoanalyse
W. Jensen († 1911) Drei unveröffentlichte Briefe an Sigm. Freud
Ernest Jones Die Insel Irland. Ein psychoanalytischer Beitrag zur politischen Psychologie
Thomas Mann . . . Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte
Wilhelm Reich . . . Die Stellung der Psychoanalyse in der Sowjetunion
Theodor Reik . . . Anspielung und Entblößung
Hanns Sachs Zur Psychologie des Films
E. Sterba Pflastersteine. Zwangsgewohnheiten auf der Straße
R. Sterba Das Problem des Kunstwerks bei Freud
R. Wälder Sexuelsymbolik bei Naturvölkern
A. Winterstein. Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang
Fritz Wittels . . . Le grand amour
H. Zulliger „Hysterie infolge Verdrängung ethischer Regungen“
Arnold Zweig . . . Freud und der Mensch

Askesen und Sodomasochismus — Psychoanalyse im Schlafwagen — Zu Freuds Deutung der Cordeliagestalt — Ackerbau und Sexuelsymbolik — Vom Ekel — Erotik und Reklame — Psychoanalyse bei psychischer Impotenz — Abstinenz, Coitus interruptus und Angstneurose — Das Stabilitätsprinzip in der Psychoanalyse — Neue Literatur über den Traum — Kevelaar über Psychoanalyse — Karl Kautsky und der Ödipuskomplex — Bolschewistische Kritik an Freud — Der Gegensatz von Arzt und Volk — Psychoanalytische Heilung und christliche Bekehrung — Marcel Prévost und die Psychoanalyse —

usw.

Preis des I. Jahrg. (1929) in Halbledereinband: Mark 10'60

	Seite
Siegfried Bernfeld: „Neuer Geist“ contra „Nihilismus“. Die Psychologie und ihr Publikum	105
„Bernfeld“ contra „Bernfeld“ (St.)	122
Theodor Reik: Der Weg allen Fleisches	123
R. H. Jokl: Der Widerstand gegen die Psychoanalyse	132
Arthur Kielholz: Seelische Hintergründe der Trunksucht	139
Ernest Jones: Die Eifersucht	154
Richard Sterba: „Eifersüchtig auf . . .?“	167
Die Analyse eines Eifersuchtschwanes (A. J. St.)	170
Über die Eifersucht (Montaigne, Spinoza, Nietzsche)	177
Walter Muschg: Die Psychoanalyse als Rivalin der Literaturwissenschaft	178
Helene Deutsch: Ein Fall von Hühnerphobie	185
Umrtriebe eines Kommas. Zur Frage „Die Psychoanalyse in Sowjetrußland“ (A. J. St.)	195

Das vorige Heft (Heft 1) enthielt u. a. folgende Beiträge:

Reik	Notiz zu Freuds Arbeit „Ein religiöses Erlebnis“
Sachs	Gibt es eine Todesstrafe?
Lorenz	Die Träume des Pharao
Fülöp-Miller	Jesuitismus und Psychoanalyse
Berendsohn	Knut Hamsun und die Psychoanalyse
Wulff	Die Psychoanalyse in Sowjetrußland
Fromm	„Ödipus in Innsbruck“ (Zum Halsmann-Prozeß)
Alexander	Der Doppelmord eines 19-jährigen

Das nächste Heft (Heft 3) erscheint im Mai

Prospekte über psychoanalytische
Literatur sendet auf Verlangen:
Internationaler Psychoanalytischer
Verlag, Wien, I., Börsegasse 11